Die Glocken von Danzig



Paul Enderling / Die Glocken von Danzig

[illegible]

Paul Enderling

Die Glocken von Danzig

Eine Geschichte aus Danzigs großer Zeit

Stuttgart
K. Thienemanns Verlag

Die Bilder zeichnete Berthold Hellingrath, Danzig
Der Druck erfolgte bei J. F. Steinkopf in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Eine Nacht

Am Bollwerk der Langen Brücke zu Danzig lag eine stattliche Kogge, seefertig, günstigen Wind erwartend. In Goldbuchstaben, die im Mondlicht seltsam flimmerten, prangte am Bug der Name „Juniperus". Still, wie ausgestorben, lag das schlafende Schiff.

Nun ertönten Stimmen und die Schritte zweier Männer wurden vernehmbar, die aus dem Schiffsinnern auftauchten und der Bordplanke zustrebten, wo ein Matrose Wache hielt.

„Also beim ersten günstigen Wind geht der „Juniperus" nach dem brasilianischen Land," sagte ein Großer, Schlanker. „Wer da mitkönnte!"

„Auch mir wäre leichter zumute, wenn du mitkämst," entgegnete der andere, ein untersetzter, stämmiger Mann. „Aber dein gestrenger Herr Vater will ja nicht, daß du dir das fremde Land ansiehst, in das er seine Schiffe fahren läßt."

„Nein. Er sagt, er brauche mich zu Hause. Ach, Bartel, ich wollte, ich wäre ein armer Glockengießergesell gleich dir, der hin kann, wo ihn der Wind hinweht, und nicht des reichen Handels- und Ratsherrn Giese Sohn."

Bartel lachte leise. „Und ich wollte, ich wäre Jürgen Giese und wüßte: eines Tags würde dies schmucke Schiff mein eigen."

„Was einmal mein ist, wird auch dein, Bartel," sagte Jürgen stürmisch und er beugte seine hohe Gestalt, um in die Augen des Freundes blicken zu können.

Bartel Knoff drückte fest die dargebotene Hand. „Ich danke für das Wort, auch wenn ich nie davon Gebrauch machen werde. Nun aber laß uns Abschied nehmen, kurz und bündig. Leb wohl, Jürgen!"

„Leb wohl, Bartel!"

Noch ein fester Händedruck, und Jürgen Giese ging schnellen Schritts über die schmale Schiffsplanke ans Ufer, indes der Matrose die Hornlaterne hoch hob, um den Weg zu zeigen.

Als Jürgen sich nach ein paar Schritten wieder umblickte, war Bartel schon im Innern des Schiffs verschwunden. Wieder seufzte er: wieviel bunten Abenteuern und Wundern fuhr morgen der Freund entgegen, nach denen auch seine Seele lechzte!

Auf wunderliche Weise hatte er, der Sohn des reichen Ratsherrn

Giese, den Glockengießergesellen Bartel Knoff zum Freund gewonnen. Jürgens Mutter hatte den Knaben oft zum Meister Hieronymus Pilgrim mitgenommen, der ein Zauberer auf der Orgel und beim Glockenspiel war. Und eines Tages waren sie zu dritt in die Glockengießerwerkstatt am Dominikswall gegangen, um einen Glockenguß zu schauen. Dort hatte ihn, der bei der Glut des Schmelzofens ohnmächtig geworden, der Lehrling herausgetragen, ehe die anderen, eifrig bei der Arbeit und Zuschauen, es bemerkten. Er hatte ihn ungeschickt und tapsig, aber wirksam mit Wasser aus der Regentonne vor dem Haus überschüttet.

Das war Bartel gewesen, und er hatte von seinem Lehrherrn Prügel eingeheimst für seine Samaritertat, weil er die Arbeit, ohne zu fragen, verlassen. Aber Jürgen hatte ihn in aufflammender Dankbarkeit mit dem Angebot seiner Freundschaft reichlich entschädigt. Diese Freundschaft zwischen den beiden — nach Stand und Alter — so Ungleichen hatte sich treu bewährt. — —

Lautes Gelächter klang an Jürgens Ohr. Im Bogen des mächtigen Krantors stand eine Gruppe, die den Abschied der beiden Freunde belauscht haben mochte.

„Gott zum Gruß, Junker Pfeffersack!" rief eine heisere Stimme.

Jürgens Hand fuhr zum Degen. Aber er bezwang sich und fragte nur: „Wer begehrt etwas von mir?"

„Gott grüß' das ehrsame Handwerk!" höhnte eine andere Stimme.

Jürgen zuckte die Achseln. Die Rotte Trunkener mochte reden, was sie wollte. Seine Gedanken waren bei dem Schiff und dem Freund, den es trug.

Da klang ein Ruf an sein Ohr, der sein Blut zum Sieden brachte: „Ein feiner Junker, der mit einem Handwerksgesellen Brüderschaft macht!" Er fuhr herum: seine Freundschaft sollten sie nicht ungestraft schmähen.

„Wer erfrecht sich solcher Worte? Er trete vor!"

Mehr von den anderen vorgestoßen als aus eigenem Willen, stand plötzlich ein Junker vor ihm, dessen Federbarett bedenklich schief auf seinem Kopfe saß.

Jürgen erkannte in ihm Johann Weyer, den Sohn eines pommerschen Edelmanns, der in allerlei politischen Geschäften — wie man munkelte, in polnischem Auftrag — in der Stadt weilte. Auf dem letzten Maienfest im Artushof hatte Jürgen ihn wegen seiner Parfüms und Salben geneckt. Damals hatte Weyer geschwiegen, zornig und drohende Blicke werfend. Jetzt, wo er sich in der Übermacht wußte, schwoll ihm der Kamm.

„Ist's ein Gesell der ehrsamen Schuster- oder Schneiderzunft?" höhnte Weyer, von den Zurufen seiner Freunde angefeuert.

Hell klang Jürgens Stimme in der Stille der Nacht. „Mein Freund ist ein Glockengießer und heut nicht einmal das. Aber er hätte zuviel Ehr' im Leibe, um zu sechsen einen einzelnen zu überfallen."

„Johann, stell dich!" tönte es herüber.

„Kommt an!" schrie Johann Weyer und nestelte am Degengriff.

Die Klingen fuhren wie von selber heraus. Das Mondlicht, das den Fluß, die Speicher, die Häuser, die Schiffe mit schwachem Licht übergoß, hatte im Torbogen nur wenig Macht. Undeutlich nur sah Jürgen das Gesicht des Gegners und die Gestalten der anderen, die sich zurückgezogen hatten und einen Halbkreis um die Kämpfenden bildeten.

Als die Klinge Weyers haarscharf an seinem Gesicht vorbeipfiff, erkannte Jürgen seine Gefahr und er fuhr auf den anderen los, ihn bald zur Abwehr nötigend. Eine Zeitlang hörte man nur das Klirren der Degen. Langsam wich Weyer zurück. Plötzlich machte er einen jähen Ausfall und rannte gerade in Jürgens Klinge.

Bestürzt sah Jürgen ihn niedersinken. Er hatte ihm nur einen Denkzettel geben und ihn ernüchtern wollen. Was war nun geschehen?

Ehe er sich noch über das Ergebnis des Kampfes vergewissern konnte, klang der Marschschritt einer Truppe näher und ein rauher Ruf.

„Fort! Die Stadtwache kommt!" rief einer von Weyers Gesellen.

Im Nu war der Platz leer. Johann Weyer wurde von seinen Freunden fortgetragen. Jürgen ging eilenden Schritts dem Grünen Tor zu. Streng wurde Zweikampf vom Gesetz der Stadt geahndet.

Es war Jürgen nicht wohl zumute, als er dem väterlichen Hause zustrebte, und es beruhigte ihn auch gerade nicht, daß im zweiten Stockwerk des schmalen hohen Hauses, da, wo seines Vaters Arbeitsgemach war, noch Licht brannte.

„Gut, daß Ihr kommt, Junker," begrüßte ihn der alte Diener, der ihm öffnete. „Euer Vater begehrt Eurer."

„Ist etwas geschehen?"

„Weiß nicht, worum es sich handelt. Glaube um einen Botenritt nach Oliva."

Das machte Jürgen wieder froh. Ein frischer Ritt durch die Sommernacht würde all die ärgerlichen Gedanken fortscheuchen und ihn auch den Trennungsschmerz vergessen machen.

Mit festem Finger klopfte er an des Vaters Tür.

Als er eintrat, saß sein Vater an dem wuchtigen Tisch in der Zim-

mermitte. Zwei schwere silberne Kandelaber standen rechts und links; aus ihren gelben Wachskerzen fiel heller Schein auf aufgestapelte Folianten, Akten, Pergamente und den mächtigen Kopf des Ratsherrn.

„Du mußt noch heute nacht nach Oliva. Gedulde dich noch einen Augenblick."

Der Ratsherr überflog noch einmal das Schreiben an den Abt Geschke vom nahen Kloster Oliva. Seit dem Tode des letzten polnischen Wahlkönigs Sigismund August umspannen polnische Ränke emsiger die deutsche Stadt Danzig, und die Spinne im Netz war der Abt.

Ratsherr Giese faltete das Schreiben, siegelte es und erhob sich. „Am Olivaer Tor wartet ein Stadtknecht mit zwei Pferden auf dich. Er wird dich begleiten. Warte den Bescheid des Abts ab und sieh dich um, wen du bei ihm findest —" Er stockte plötzlich. „Wie siehst du aus? Was bedeutet das Blut an deiner Hand?"

Erschreckt blickte Jürgen nieder. Jetzt erst bemerkte er die leichte Wunde an seiner Hand, aus der Blut tropfte.

Der strenge Blick des Vaters schüchterte ihn ein. Einen Augenblick dachte er an irgendeine Ausflucht. Aber dann sagte er offen: „Ich habe einen Streit mit dem jungen Weyer gehabt."

„Einen Zweikampf?"

„Ja, Vater."

Der Ratsherr warf den Brief auf den Tisch zurück. „Weißt du nicht, daß du damit das Gesetz übertreten hast?"

„Ich weiß es, Vater, aber ich konnte nicht anders." In fliegender Hast berichtete Jürgen von dem nächtlichen Vorgang. „Sollte ich die Schmähungen des Fremden dulden?" schloß er erregt.

„Du hättest die Trunkenen reden lassen und deines Wegs gehen müssen. Oder du hättest es mir sagen können, und der Rat hätte dir Genugtuung verschafft. Aber du durftest nicht zur Waffe greifen. Nun wird ein anderer die Botschaft nach Oliva bringen müssen."

„Warum, Vater?"

„Weil du nicht die Stadt verlassen darfst," klang es hart zurück. „Du bist von dieser Stunde des Rats Gefangener bis zur Stunde des Urteils. Und es ist genug Vorteil für dich, daß du es im eigenen Hause sein darfst. Begib dich auf dein Zimmer und verlaß es nicht bis auf besonderes Geheiß."

Jürgens Blicke schweiften zu dem Bild der toten Mutter hinüber, das drüben neben dem hohen grünen Kachelofen im schweren, goldenen

Rahmen hing. Ihre großen Augen schienen angstvoll herüberzublicken, als wollte sie Versöhnung zwischen den beiden erflehen.

Und Jürgen dachte, während er in das harte Gesicht des Vaters blickte, an ein anderes Bild, das im Rathaus hing: das Bild des alten Römers, der seinen Sohn dem Richterbeil überantwortete. So war auch der Vater.

„Bist du noch immer da?“ fragte der Ratsherr verwundert, von den Akten aufblickend, über die er sich längst wieder gebeugt. „Hast du mich nicht verstanden?“

„Ja und nein, Vater. Vergiß aber nicht, daß dein Sohn vor dir steht!“ Er hob flehend die Hände.

„Gerade deswegen muß es bei dem bleiben, was ich sagte. Die Zeiten sind voller Unruhe, und nur das Gesetz bietet Halt. Oder glaubst du, daß es anginge, zweierlei Recht in der Stadt zu üben, eins für das gemeine Volk und ein anderes für die vornehmen Geschlechter?“

„Nein, Vater.“

„Warum zögerst du dann?“

In Jürgens Innerem wogte es. Der Vater hatte recht und unrecht gleichermaßen: recht nach dem Buchstaben des Gesetzes und unrecht nach dem Gesetz des Herzens. Wie aber sollte er, in dem noch die Erregung dieser nächtlichen Geschehnisse brannte, ihm das klarmachen?

Der Ratsherr stand auf. „Was ist aus diesem Weyer geworden?“

„Ich weiß es nicht. Die Stadtwache kam ja dazwischen.“

„Und wenn er nun tot ist und diese Schuld auf dir liegt, würdest du es auch für nichts erachten?“

„Es war Notwehr. Ich glaube, wäre die Wache nicht gekommen, läge ich jetzt dort in meinem Blute. Denn Weyers Gesellen sahen nicht so aus, als ob sie den Fall ihres Freundes ungerächt lassen würden. Wäre dir das lieber gewesen?“

Der Vater nahm Jürgens Hände in die seinen. „Du bist mein Kind, mein einzig Kind. Wie sollte mir das lieber gewesen sein? Du frevelst aufs neue mit diesen Worten.“ Er zwang die zitternde Stimme nieder und ließ Jürgens Hände. „Sag' alles dem Richter, was das Urteil zu mildern vermag. Aber unterwirf dich ihm. Geh' nun! Recht muß Recht bleiben.“ Und seine Stimme klang wie Erz.

Jürgen neigte sich kurz und verließ das Gemach.

Sein Herz klopfte, als wollte es springen. Schwer schritten seine Füße die Wendeltreppe hinab. Er dachte gar nicht daran, daß sein Zimmer im dritten Stock lag. Ohne daß er es sich überlegte, entfernte er sich davon. Erst als er unten in der Diele stand und den alten

Diener im hohen Lehnstuhl schlafend sah, kam es ihm zum Bewußtsein.

Von draußen klang das Glockenspiel vom nahen Ratsturm herüber, das eine neue Stunde einläutete. Hell und lieblich klang die fromme Melodie. Aber Jürgen hörte sie nicht. In seinem Ohr klangen noch allzu vernehmlich die harten, unerbittlichen Richterworte des Vaters.

Wenn er nur jemand hätte, mit dem er sich beraten könnte! Unter den gleichaltrigen Genossen seines Standes war ihm keiner so vertraut, daß er sich mit ihm hätte besprechen mögen. Der alte Meister Hieronymus Pilgrim fiel ihm ein; aber der Greis schlief zu dieser späten Stunde sicherlich längst, und bis zum Morgen war es zu spät.

Bartel, der Treue, war fort — — nein, er war noch da! Noch lag der „Juniperus" am heimischen Ufer, und er konnte den Freund befragen. Neue Hoffnung durchflutete ihn und ließ ihn alles andere vergessen.

Noch ehe er sich selber Rechenschaft über sein Tun abgelegt, drückte seine Hand schon die schwere Klinke der Haustüre nieder. Er hörte die Worte des erwachenden alten Dieners und sprang eilends die Stufen der Freitreppe hinab.

Die letzten Akkorde des Glockenspiels waren noch nicht verhallt, als er schwer atmend vor dem „Juniperus" stand.

Schnell überschritt er die Schiffsplanke. Der wachhabende Matrose richtete die Hornlaterne auf sein Gesicht, obwohl es im Mondlicht deutlich genug zu erkennen war, und ließ stumm den Sohn des Schiffspatrons auf das Verdeck.

Bald hatte Jürgens den Freund in einer Hängematte, die an der Decke einer kleinen Koje hing, entdeckt und wachgerüttelt. Flüsternd, um die Schläfer nebenan nicht zu wecken, berichtete er ihm die Geschehnisse dieser Nacht.

Besorgt blickte Bartel auf ihn. „Die Gesetze bestrafen den Zweikampf schwer, seit die Unsicherheit in der Stadt allzu groß wurde, und dein Vater ist nicht der Mann, das Gesetz zu umgehen, wenn —"

Während Bartel sprach, wußte Jürgen schon den Weg zur Rettung. Plötzlich umarmte er den Freund stürmisch und fiel ihm ins Wort: „Nimm mich mit!"

„Wohin?" fragte Bartel erschreckt.

„Wohin der „Juniperus" fährt. Nach Brasilien."

Trotz des Ernstes der Stunde mußte Bartel über den Vorschlag lachen. „Das schlag' dir aus dem Sinn! Was wolltest du wohl dort?"

„Das gleiche wie du. Neues sehen und Neues erleben. Kämpfe und

Abenteuer. Weißt du nicht mehr, wie ich dir das fliegende Blatt vorlas, in dem von dem neuentdeckten Lande berichtet war? Ich sehne mich inbrünstiglich darnach."

In der Erregung hatte er so laut gesprochen, daß ein Schläfer erwachte und mit groben Worten Ruhe begehrte.

Bartel entstieg der Hängematte und winkte Jürgen heraus. Beide stiegen eine schmale, steile Treppe hinab in den Schiffsraum, der mit Kisten, Ballen und Fässern angefüllt war. Hier waren sie ungestört.

„Du bist solcher Dinge nicht gewohnt, Jürgen. Ich kann es vor Gott und deinem Vater nicht verantworten, dir dazu zu raten."

„Hörst du denn nicht, daß mein Vater mich dem Richter überantworten will? Erwäge selbst, was ihm an mir liegt!" sagte Jürgen bitter.

Bartel Knoff wiegte den schweren, massigen Kopf. „Ist nicht so lustig und unterhaltsam in den fremden Landen, als du denkst. Viel Arbeit wartet. Fieber haust da und allerlei böses Getier. Weiß es von einem alten fahrenden Gesellen, an dessen Sterbelager ich einmal stand. Er hat die goldene Stadt im Urwald drüben gesucht und nicht viel mehr denn ein hitziges Fieber als Beute heimgebracht, das ihn nie ganz verließ."

„Du schreckst mich nicht ab," rief Jürgens lachend. „Vielleicht finden wir beide die goldene Stadt, denk nur!"

Bartel mahnte zur Vorsicht und stieg die Treppe zum Verdeck empor, Umschau haltend.

Als er zurückkam, sagte er: „Hat sich ein leichtes Windchen erhoben. So er stärker bläst, fährt der „Juniperus" noch in dieser Nacht ab."

„Ich bleibe hier. Ich bin todmüde und gedenke keinen Schritt mehr zu tun." Zur Bekräftigung seiner Worte streckte sich Jürgen lang aus.

„Es geht nicht an. Du vergißt den Kapitän. Jochim Brandt ist ein harter Seevogel. Er wird dich sofort von zwei handfesten Matrosen an Land bringen lassen, wenn er dich erblickt."

„So verstecke ich mich." — „Wo?" — „Unten im Kielraum." —

„Bei den Ratten und Mäusen? Hoho, das ist kein Ort für dich."

Jürgen sprang auf. „Wenn du mir nicht helfen willst, tue ich's auf eigene Faust."

Da sah Bartel, daß es des Freundes fester Wille war, und er widersprach nicht mehr. Schnell holte er aus der Mannschaftskambüse eine Decke, etwas Proviant und eine gefüllte Flasche. Dann suchten sie ein sicheres, trockenes Versteck unten im Lagerraum.

Zwei Stunden später schon fuhr der „Juniperus" ab.

Jürgen, der bereits den gesunden Schlaf der Jugend schlief, erwachte

an den Geräuschen auf dem Schiff. Aber bald wiegte ihn das Hin- und Herschwanken der Fahrt wieder ein. In seinem Versteck war es dunkel, und er hatte keine Ahnung von Zeit und Stunde. So legte er sich auf die andere Seite und schlief weiter.

Bartel versorgte ihn heimlich mit Essen und Trinken.

„Nie hätte ich gedacht," sagte Jürgen, „daß der harte Schiffszwieback lieblicher schmeckt als Pastete und Wildbret. Wenn nur die Ratten nicht wären!"

„Eine Weile mußt du dich noch gedulden."

„Es wird mir sauer. Ich sterbe vor Langeweile und sehne mich nach Licht."

Bartel mußte hinauf, ohne ihn weiter beruhigen zu können. Und an einem hellen Nachmittag sah er mit Entsetzen Jürgen, ein wenig blaß und mit blinzelnden Augen, die des strahlenden Sonnenscheins entwöhnt waren, sonst aber trotzig und lächelnd auf das Verdeck steigen.

Jochim Brandts krebsrotes Gesicht wurde noch um etliches röter, als er den Schiffsgast erblickte. Aber rings um ihn war, soweit das Auge reichte, nur Himmel und Wasser, und die Kreidefelsen Englands lagen schon hinter ihnen. An Land konnte er den neuen Schiffsgenossen nicht schicken.

Anfangs schwor er, bei allem schuldigen Respekt vor seinem Schiffspatron, den jungen Herrn in Eisen zu legen, bis er ihn einem heimwärts segelnden Schiff überantworten könne. Aber allgemach legte sich sein Zorn, und als Jürgen bei aufkommenden Böen frisch mit den Matrosen auf die Rahen kletterte und beim Segelhissen half, gab er sich brummend zufrieden.

Die Glocken rufen! — Der Tod von Hela

Fünf Jahre gemeinsamen Wanderns, gemeinsamer Gefahren, Leiden und Freuden lagen hinter Jürgen und Bartel, als sie im Frühjahr 1577 der Heimat wieder zustrebten. Langsam, mit schwachgefüllten Segeln, arbeitete sich die Kogge „Der güldene Stern" durch die grünen Wogen der Ostsee. Der Sturm, der wochenlang — eigentlich seit der Durchfahrt durch den englischen Kanal — gewütet hatte, ruhte sich aus.

Bartel Knoff, der an den Besanmast am Steuer gelehnt stand, fragte den Steuermann: „Wann fahren wir in Danzig ein?"

„Wann es der Düwel will," knurrte der hervor. „Es gibt bald wie-

Bartel lehnte sich fest an die Reling, schüttelte den mächtigen Kopf und sagte: „Es ist nicht das. Es ist nur, weil wir jetzt bald in der Heimat sind."

„Gerade deshalb sollten wir uns nicht fremder werden."

Bartel rieb sich nachdenklich das Kinn, das von angegrauten Bartstoppeln umstanden war. „Ich habe es mir lange überlegt. Es ist nun doch einmal so, daß die Jahre vorbei sind, da ich zu Euch du sagen durfte."

Jürgen sprang mit einem Satz auf und auf Bartel zu. „Was wäre aus mir ohne dich geworden in diesen letzten fünf Jahren? Stünde ich überhaupt noch hier und sehnte mich der Heimat entgegen? Wäre ich sonst nicht längst ein Opfer der Wilden im Urwald drüben geworden oder eine Beute des Sumpffiebers damals, als wir den Amazonenstrom aufwärts fuhren? Wer hat mich beschützt und gepflegt, he?" und er schüttelte ärgerlich Bartel an der kräftigen Schulter.

Bartel lächelte fast verlegen. „Ist nur meine Pflicht und Schuldigkeit gewesen."

„Alsdann ist es auch deine Pflicht, mir die Freundschaft zu wahren und das Du, das wir in schlimmen Tagen annahmen, nicht wegzuwerfen wie einen Topf ohne Boden."

Bartel ergriff die Hände des Jünglings. „Freundschaft will ich Euch immer wahren," sagte er ernst und langsam, „immer und bis in den Tod. Aber das andere lassen wir. Es ist besser so. Glaubt mir."

Jürgen entzog ihm unmutig seine Hände. „Dein Eigensinn ist echt Danziger Gewächs, Bartel. Ich sehe es wohl, und ich reute es mit aller meiner Kraft nicht aus."

„Der güldene Stern" senkte sich plötzlich tief nach Backbord über. Jürgen kam ins Taumeln und wäre gestürzt, wenn ihn nicht Bartels kräftige Hand gepackt hätte.

Lachend ließ er sich wiederum an seinem alten Platz nieder. „Du siehst, wie sehr ich dich brauche."

Die Signalpfeife schrillte über das Verdeck. Zwei Matrosen gingen so schnell wie möglich dem hohen Aufbau des Schiffes zu.

„Es geht wiederum auf Sturm," sagte der eine. Der andere spie in großem Bogen in die See, um ihr sein Mißvergnügen zu zeigen.

Als die Matrosen vorüber waren, sagte Jürgen langsam: „Bartel, ich höre wieder die Glocken."

„Welche Glocken?"

„Die Glocken von Danzig."

Bartel riß die Augen erschrocken auf. „Mich dünkt, Ihr träumt mit offenen Augen gleich einem Hasen."

Jürgen schloß lächelnd die Augen und fuhr unbeirrt fort: „So höre ich sie alle. Jetzt die Glocken von Sankt Marien: sie sind schwer und dunkel, voll Trauer und Zorn. Und nun die Glocken von Katharinen. Sie läuten lieblich und voll froher Lockung. Wahrlich, ich höre sie, als ginge ich in der Langgasse vom Artushof dem Hohen Tore zu, oder an der großen Mühle vorüber."

Bartel kniete besorgt neben dem Freund. Er ergriff seine Hände und befühlte sie sorgsam.

„Meinst gar, ich sei vom Fieber besessen?" lachte der Jüngling ihn an. „Ist freilich ein Fieber und gar von besonderer Art. Die Doktores haben noch keinen lateinischen oder griechischen Namen erfunden. Aber ich will dir den deutschen Namen künden: Es ist Heimatsfieber, Bartel."

Über das zerknitterte Gesicht des Älteren zog ein flüchtiges Lächeln, das es für einen Augenblick wunderlich jung machte. „Gottlob, dachte schon, es seien noch Folgen von dem Sturz der Rahe auf Euer Haupt."

Als das Schiff gegen den Sturm im englischen Kanal ankämpfte, da hatten alle Hände zu tun gehabt. Auch Bartel und Jürgen hatten in den Wanten gesessen und Segel gerefft, daß ihnen die Nägel bluteten. Da war eine Rahe vom Großmast abgerissen und hatte im Sturz Jürgens Kopf gestreift. Eine Wundnarbe zeichnete sich noch über Kopf und Stirn.

„Pah, die Schramme war nicht der Rede wert, und das Blut, das ich verlor, war nicht mehr denn das, das unter den Schröpfköpfen des Baders fließt. Ein paar Unzen höchstens. Aber war es nicht seltsam und schier wie eine Warnung, daß mich dieser Gruß von Hans Mors just traf, als wir wieder an der Küste des alten Europa waren? Die ganze Überfahrt von Brasilien bis in die hispanischen Gewässer ging glatt wie ein Stapellauf. Soll es nicht sein, daß ich heimkehre? Bin ich's nicht wert, weil ich sie so leichtherzig verließ?"

Bartel wollte die ernsten Gedanken nicht aufkommen lassen und fragte nach den Glocken.

Jürgen lächelte. „Ob du es nun zu glauben vermagst oder nicht, es ist doch so: Ich höre die Glocken von Danzig im Ohr."

„Unmöglich. Es sind noch viele, viele Stunden bis dahin. Und der Wind springt uns von Nordosten an."

„Auf den Wind kommt es nicht an. Denke dir: Ich habe die Glocken auch drüben im Urwald gehört, am Lagerfeuer und beim Brüllen der Katarakte am Amazonos. Immer und überall habe ich die Glocken vernommen. Und von Mond zu Mond haben sie stärker und vernehm-

licher geläutet." Er sah den andern groß an. „Bartel, ich glaube, sie riefen mich."

„Ihr wart unruhig in den letzten Monden, ich weiß es nur zu gut," bestätigte Bartel. „Und wäre dem nicht so gewesen, hätte ich doch darauf beharrt, daß wir die Fahrt nach der versunkenen goldenen Stadt im Urwald antraten, von der uns die indianischen Träger wieder und wieder erzählten."

„Du bist sehr zornig gewesen, als ich nein sagte. Ich weiß es gut. Aber verzeihe mir, ich konnte nicht anders. Ich sah all die Zeit her nur die eine goldene Stadt vor Augen, die — Gott sei gepriesen — nicht versunken ist, sondern als Königin am Strande des baltischen Meeres thront."

Jürgen schloß die Augen, und Bartel, der ihn müde glaubte, schob sich langsam an der Reling weiter, bis er sich im Schutz der Kajüte niederließ.

Aber es war nur ein halber Schlummer, der Jürgen umfing, obschon voller Träume, die auf und abschaukelten, wie der „Güldene Stern" auf den Wogen. Erinnerungen an die Tage in der Fremde zogen wie bunte Bilder durch Jürgens Hirn. Sie hatten viel mehr erlebt, als sie je geträumt.

In den Urwaldsümpfen waren sie auf Krokodile gestoßen, die mit Schlamm und Sumpfpflanzen überzogen, wie alte Baumstämme daliegend und den riesigen Rachen begehrlich öffnend, tückisch nach ihnen geschielt. Unter Palmen und Mahagonizedern hatten sie nackte, wildbemalte Menschen getroffen, die die Weißen für Götter gehalten und sie zu Königen hatten machen wollen. Sie hatten die zweiköpfige Schlange gesehen und Kröten von der Größe eines Hundes, und Schlangen, die im Dunkeln leuchteten. Sie waren von großen Skorpionen gebissen und auf Stunden gelähmt worden; und nachts waren vogelgroße Spinnen über ihre Gesichter gekrochen. Aber mitten im verwirrenden Schlinggewächs des Urwalds hatten sie Ruinen von Städten entdeckt, die vor Jahrhunderten schon verlassen und längst vergessen waren. Gewaltige Tempel, halbzerfallen und von großen Blumen überwuchert, ragten dort empor, geschmückt mit fremdartigen Ornamenten und wilden Götterfratzen. Weil hier böser Zauber umging, hatten die Eingeborenen sie verlassen, und sie waren allein gewesen wie auf einem fremden Stern. Aber das Ziel ihrer abenteuerlichen Pläne, die große goldene Stadt aufzusuchen, wo Tempelstufen aus Gold und ganze Decken aus Juwelen bestehen sollten, hatten sie nicht erreicht.

Nie hätte Jürgen, der die Strapazen ungewohnt war, alle Mühsal

und Gefahr ohne Bartel überstanden, ohne des getreuen Gefährten frisches Zugreifen und seine kräftige Fröhlichkeit. Wie oft hatten die heimatlichen Klänge seiner Scherzworte ihn inmitten der glühenden, wuchernden, feindlichen Fremde getröstet! Wie oft hatten sie, im Brausen der tropischen Stürme oder beim Lagerfeuer, um das die wilden Tiere herumschlichen, zum Kreuz des Südens aufblickend, von den heimatlichen Glocken gesprochen, bei deren Guß Bartel geholfen und die nun im stillen, kühlen Norden durch die Lüfte hallten.

In einer solchen Nacht war das Heimweh übermächtig geworden in Jürgen, und er hatte nicht geruht, bis sie den Rückweg zur Küste antraten und ein Schiff abwarteten, das sie zur Heimat trug.

Sie kamen nicht so arm zurück als sie ausgefahren waren. Die Nähte ihrer Röcke und Wämse waren steif von eingenähtem Gold und Diamanten. Das konnte er dem Vater zeigen und sagen: „Siehe, ich komme nicht als Bettler, ich bin draußen ein Mann geworden, ich brauche meine Zukunft nicht auf väterliches Erbe zu gründen und will nur Versöhnung — —"

Jürgen erhob sich, um Bartel zu suchen, nach dem ihn verlangte.

Der Wind war stärker geworden und jählings umgesprungen. Die Gaffeln knarrten, die Schoten krachten.

Plötzlich sah er etwas, das ihn tief erschreckte. Drüben, in unweitem Abstand flog ein Schiff über die Wellen. Es war entmastet und keine Menschenseele darauf zu erblicken. Wie von Geisterhänden getrieben, jagte es seine Bahn weiter, einem unbekannten Ziele entgegen.

Groß aufgerissenen Auges sahen es die Matrosen. Jedes Scherzwort erstarb von da an und jeder Fluch. Ein Schauer überrieselte sie, kälter als die Wellenspritzer, die über Bord fegten.

Der Ausguck im Mastkorb rief etwas herab. Sie achteten seiner nicht. Fast hätten sie das Boot übersehen, das dort auf den „Güldenen Stern" zutrieb. Drinnen saß ein Mann, brüllte gegen den Wind an und hielt ein weißes Tuch in der Hand, das vom Wind lang gezerrt wurde.

Jürgen rief sie zur Rettung auf. Die Matrosen erwachten aus ihrem Schauder und warfen Rettungsringe an langen Tauen aus. Der Schiffbrüchige sprang ins Wasser und erfaßte sie. Sein Kahn wurde gleich von den wütenden Wellen erfaßt, die ihn ein paarmal im Kreise herumdrehten, ehe sie ihn herunter in die Tiefe rissen.

Nun war der Mann mühsam an Bord gezogen. Als er sich erholt hatte, gab er schlimme Kunde von den Opfern, die sich die See in diesen letzten Wochen geholt. Er selber war der Letzte von einem stolzen Dan-

ziger Kraweel, das Botschaft vom Rat an den dänischen König hatte bringen sollen.

„Die Kriegsfurie erhebt sich wiederum," setzte er hinzu.

Jürgen, aufgeregt nach jeder Nachricht aus der Heimat gierend, rüttelte ihn ungeduldig, bis er sich aller Kunde entledigt. Der weiße Adler Polens begehrte die Stadt und umkreiste sie. Aus hundert Zufällen hatte sich das Schicksal gebraut, das jetzt über die Stadt kam. Danzig, das allezeit eine freie Stadt gewesen und nur, ohne weitere Verpflichtung, die Oberhoheit des mächtigen Nachbarn, des polnischen Königs, anerkannt hatte, mußte seit Jahren heftige Kämpfe um seine Selbständigkeit und sein Deutschtum führen. Nach vierjährigem Wirrwarr einer königslosen Zeit waren in die engere Wahl zum polnischen König der deutsche Kaiser Maximilian II. und der Fürst von Siebenbürgen, Stephan Bathory, gekommen. Sofort hatte sich Danzig dem deutschen Herren angeschlossen. Aber Stephan war schneller gewesen als der Kaiser und hatte sich in Krakau der Regierung bemächtigt. Er war voller Tatkraft und Ruhmsucht, forderte bedingungslose Unterwerfung und drohte mit dem Aufgebot seiner ganzen Macht.

Das war der Inhalt der Kunde, die Jürgen tief aufwühlte. „Aber die Stadt gibt nicht nach, ist es nicht so?"

„Man weiß nichts Genaues."

Jürgen stampfte ärgerlich mit dem Fuß auf. „Aber ihr habt als Bürgermeister doch Herrn Konstantin Ferber, und er ist ein Mann von Eisen."

Der Schiffer schüttelte den Kopf. „Herr Konstantin Ferber ist gar nicht am Platz."

„So, ist er tot?"

„Nein. Wohl noch nicht."

„Das begreife ich nicht. Nie hätte Konstantin Ferber seinen Platz in der Gefahr verlassen."

„Er ist gefangen. König Stephan hat sein Wort gebrochen und den abgesandten Bürgermeister gefangen setzen lassen. Es heißt, er selber wollte es nicht und tat es nur auf Drängen seiner Ratgeber."

„Da war er nur allzu gut beraten. Und was wißt Ihr noch? Lebt der Ratsherr Giese noch?"

Aber der Schiffer wußte nichts weiter zu berichten. Er war nur einen Tag am Hafen gewesen, um sogleich für größere Heuer mit dem Kraweel zu fahren, das auf der Höhe von Hela das Opfer des Sturms geworden war.

Es begann zu dämmern. Ein feiner nasser Nebel senkte sich nieder

und begann den Raum zwischen Wasser und Himmel auszufüllen. Allmählich wurde er dichter und von einem dunkeln Gelb. Und nun begann auch die See stärker zu rollen.

„Das Wetter gefällt mir nicht," brummte Bartel vor sich hin.

Die ganze Mannschaft war in Tätigkeit. Ohne Ruhepause erklang das Anschlagen der Schiffsglocke, Kommandorufe des Kapitäns wechselten mit Antworten aus dem Mastkorb oder vom Steuermann her.

Bartel erhob sich und stellte sich zu Jürgen, ihm den Arm um die Schulter legend. „Ihr solltet Euch schlafen legen. Es ist weit und breit nichts mehr zu sehen. Ist es nicht schier, als führen wir durch eine dicke Erbssuppe hindurch?"

„Schlafen? Jetzt, wo wir der Heimat so nahe sind, daß ich die Glocken höre?" entgegnete Jürgen lächelnd.

„Es werden noch gute vierundzwanzig Stunden vergehen, ehe wir im Danziger Hafen ankern und die Glocken lärmen hören."

„Du bist ein ungläubiger Thomas, Bartel. Wir sind gar nicht mehr weit von Hela, und wenn wir erst um die Halbinsel herum sind, liegt uns die Hafeneinfahrt offen."

Bartel seufzte. „Auch mir wäre es recht, so wir die Wälle von Weichselmünde sähen. Mich dünkt, wir können gar nicht früh genug an der Langen Brücke anlegen." Eine Welle schlug über Bord und durchnäßte beide bis auf die Haut.

„Legt Euch in der Kajüte nieder, hier ist nicht gut sein."

Jürgen schüttelte als Antwort nur den Kopf. Er wollte reden, aber Sturzwelle auf Sturzwelle fegte jetzt übers Verdeck. Beide umklammerten einige Trossen und Spanten und hielten sich mit aller Kraft, um nicht fortgerissen zu werden.

Jürgen mußte seinem Gefährten in die Ohren schreien, um sich vernehmlich zu machen und ihm die Kunde von den großen gefährlichen Dingen zu geben, die jüngst in Danzig geschehen.

Bartel schrie zurück. „Wahrlich, es ist keine gute Zeit zur Heimkehr."

„Ho ho," gab Jürgen zurück. „Es gibt gar keine bessere, will mich dünken. Danzig wird jeden wackeren Mann brauchen können und uns willkommen heißen." Seine blauen Augen blitzten. Er schrie in das Wetter hinein: „Heißa, Sturm, willkommen! Setze dich in die Segel und schiebe das Schiff schneller voran. Danzig ruft uns. Wir sollen helfen."

In diesem Augenblick ertönte ein Schrei in seiner Nähe. Eine Sturzsee hatte einen Matrosen über Bord gerissen.

„Mann über Bord!“ brüllte Jürgen. Aber niemand achtete auf ihn.

Mit der hereinbrechenden Nacht hatte sich der Wind in Sturm verwandelt. Die Sturzseen donnerten auf das Verdeck. Oben in den Lüften gab es einen Knall: das Großmarssegel, das nicht zeitig genug gerefft werden konnte, war zerrissen. Seine weißen Fetzen flatterten wie Gespenster im Dunkeln, bis sie vom rasenden Winde in die See geschleudert wurden. Höhnisch brüllte der Sturm das Lied seiner Übermacht.

Jürgen arbeitete sich mühsam bis zum Kapitän heran, der eben aus seiner Kajüte kam. Im Schein der Schiffslaterne sah er, daß der Kapitän die Schiffspapiere in die Innentasche seines Rocks steckte. Das war ein schlechtes Zeichen. Nur im Augenblick großer Gefahr konnte er sie aus der festen Truhe hervorziehen. „Wie steht's?“ schrie Jürgen ihm ins Ohr.

„Wenn wir erst um Hela herum sind, ist es gut,“ klang es zurück, „aber ich sehe das Leuchtfeuer nicht.“

Jürgen wurde von einer neuen Sturzsee hingeworfen. Seine Hände umklammerten einen Eisenpflock im Schiffsverdeck und hielten ihn krampfhaft. Das Brüllen des Kapitäns klang wie aus weiter Ferne: „Laß loten!“

Mühsam wurde der Befehl ausgeführt.

„Acht Faden!“ schrie der zweite Steuermann.

„Land voraus! Leuchtfeuer! Zwei Strich an Backbord,“ meldete der Matrose im Ausguck.

„Das kann nicht das Leuchtfeuer sein,“ sagte der Kapitän, einen grimmigen Fluch herunterwürgend. Vergebens versuchten seine Augen, das diesige Wetter zu durchdringen. Alles war grau in grau, bis plötzlich vorne ein roter Flackerschein auftauchte und wieder verschwand und wieder deutlich wurde ... Und immer deutlicher ... Entweder schürten die am Strande das Feuer, oder das Schiff lief mit direktem Kurs darauf zu.

„Sieben Faden!“ schrie der zweite Steuermann.

Die Signalpfeife des Kapitäns schrillte durch das Unwetter. Die Mannschaft hing in der Takelage. Die Marsrahen rasselten herab, die letzten Segel wurden gerefft. Aber so schnell auch alles ging, jede Minute brachte das Schiff dem Strande näher und dem verhängnisvollen Feuer, das dort lohte und lockte. Trotz der abgerissenen Stengen und Rahen, die von oben herunterprasselten, arbeitete sich Jürgen mühsam zur Verschanzung und faßte das geheimnisvolle Feuer dort am Strande ins Auge.

Und nun wußte er auch, was es bedeutete und warum der alte Seemann so erschreckt gewesen war, als hätte er den Klabautermann gesehen. Das Feuer war nicht von hilfsbereiten, berufenen Händen angezündet, — es war trügerische Lockung. Die Fischer auf der einsamen, lang ins Meer gestreckten Halbinsel Hela waren harte, wilde Männer, die in ihrer weltabgeschiedenen Einsamkeit nicht Recht noch Gesetz kannten und achteten.

Oft hatte man ihm in seiner Kindheit von den Helastrandräubern erzählt, die mit falschem Feuer die Schiffe aus dem Kurs brachten, und sogar in der Kirche um guten Strand beteten. Nach der Sitte der Zeit fiel alles Strandgut dem Finder anheim, und so halfen sie eben dem Schicksal nach. Jürgen hatte das alles für müßiges Ammengeschwätz gehalten und war darin noch bestärkt worden, als sein Vater solche Erzählungen in der Kinderstube nicht duldete: der Danziger Rat, dem ein Teil von Hela unterstand, sorgte schon für Ordnung und Freiheit der See.

Nun mußte er am eigenen Leibe erfahren, daß das Märchen Wahrheit war. Wenige Stunden vor dem heimatlichen Hafen reckte der Tod von Hela nach ihm die Hand!

Ein wilder Grimm packte ihn. Wie mochten die Strandräuber in den Dünen lachen, daß ihre List geglückt war. Ihre scharfen Raubvogelaugen hatten sicherlich längst das kämpfende Schiff bemerkt. Wo mochte Bartel sein? Er konnte in all dem Wirrwarr ihn nicht ausfindig machen. Und es war auch keine Zeit zum Suchen.

„Klar zum Wenden! Ruder in Lee!" Jürgen sprang dem Steuermann zu Hilfe. Alle arbeiteten mit dem Aufgebot der letzten Kraft. Jeder wußte, daß es das Ende des Schiffes war, wenn es auf den Strand auffuhr.

Der Sturm brüllte, als spielten hundert Orgeln durcheinander. Unsichtbare Riesenhände rüttelten an dem Schiff. Groß- und Besammast zerbrachen wie Rohre und zerschlugen beim Niederfallen alles, was im Wege stand. Die armdicken Taue der Takelage zerrissen wie Zwirnsfäden, peitschten auf das kochende und brodelnde Wasser und verschwanden darin.

Einen Augenblick schien es, als gelänge es, das Steuerruder an Bord zu legen. Das Schiff machte eine halbe Wendung. Aber es war schon zu spät. Eine unterseeische Kraft riß das Steuer mit übermächtiger Gewalt aus den Händen der keuchenden und triefenden Männer. Das Schiff ächzte und stöhnte wie in Todesangst.

Immer deutlicher und größer wuchs das Feuer vor ihnen auf. Im-

mer wilder züngelten die roten höllischen Flammen in die Finsternis hinein.

„Bartel, Bartel, wo bist du?“ schrie Jürgen, ohne eine Antwort zu bekommen.

„Klar zum Anker richten,“ kommandierte der Kapitän. Aber keiner hörte es mehr.

Jürgen sah nur noch, wie die Fockschote den Steuermann neben ihm über Bord schlug. Dann dröhnte ohrenbetäubendes Krachen und Splittern des auf Sand gelaufenen Schiffs, ein einziger Schrei aus vielen Kehlen gellte zum Himmel. Der „Güldene Stern“ legte sich über. Jürgen erblickte das falsche Feuer dicht vor sich, als ihn eine hohe Woge faßte und fortschleuderte.

Dunkel legte sich um seine Augen.

Unter dem weißen Adler

Als Bartel erwachte, mit bleischwerem Kopf und Schmerzen in den Gliedern, wußte er lange nicht, wo er war. Er hatte im Blute noch das Schaukeln und Wiegen des Schiffs von der langen Fahrt her, und er vermeinte eine lange Zeit, noch auf den Schiffsplanken des „Güldenen Sterns“ zu liegen.

Aber als er um sich griff, kam ihm Sand zwischen die Finger, der sich kühl und feucht anfühlte. Er blickte um sich. Noch war der Himmel düster und von der Farbe geschmolzenen Bleis. Wasser und Himmel ging am Horizont ineinander über. Aber im ersten Morgengraun sah er dicht vor sich die scharfen Stauden der Stranddistel und dünne Büschel von Strandhafer, und etwas weiter glaubte er die Umrisse von Bäumen zu sehen, die schwarz und unheilvoll wie geheimnisvolle Riesen durch den Dunst drohten.

Er befühlte seine Glieder und erhob sich vorsichtig. Er konnte aufstehen und sich bewegen. Gottlob, Arme und Beine waren also heil. Nur der Kopf brummte wie nach einem wüsten Trinkgelage. Was war geschehen?

Sein Fuß, der tief im Sand versank, stieß an etwas Hartes. Er bückte sich. Es war der Teil eines Schiffssteuers, mit eisernen Ringen zusammengehalten, und auf dem Griff glaubte er den eingebrannten Namen „Der güldene Stern“ zu lesen.

Langsam dämmerte in seinem müden Kopfe die Erkenntnis: Sie waren gestrandet und gescheitert.

Plötzlich glühte etwas am Horizont auf. Aus den Wellen stieg der rote Sonnenball langsam empor, den Morgennebel zerteilend. Es war wie lebige feurige Glut. Und diese Glut erinnerte Bartel jäh an das Feuer, das den güldenen Stern ins Verderben gelockt hatte. Erfahren in den Abenteuern der Wildnis unter fernen Völkern, kauerte er sich sofort nieder. Vorsichtig kroch er in eine Höhlung, die der Seewind im Sande der Dünen sauber ausgefegt. Er hörte keinen Laut. Nur das Schreien der Möven schrillte bisweilen auf und betonte noch die Stille.

Er war weit und breit allein. Die Strandräuber mochten sich mit dem gelungenen Raube davon gemacht haben. Sicherlich teilten sie in diesem Augenblick die Beute und man brauchte um sie nicht allzu besorgt sein.

Im aufsteigenden Sonnenlicht erkannte er alles klarer: den Tang und den darin eingebetteten Bernstein, den das Meer an das Ufer gespült, einen halbzerbrochenen Schiffsrumpf, dicht am Strand, von den Wellen gewiegt, und nun sah er auch dunkle Körper im Sande eingewühlt liegen. Es waren Tote.

Wo war Jürgen? Fast hätte er es herausgeschrien in die Stille des Morgens. Der dumpfe Druck in seinem Kopfe wich, als sei ein darum geschmiedeter eiserner Reif gesprengt. Er dachte jetzt nur an die Gefahr, in der sich der Freund befinden mochte. Er vergaß alle Vorsicht, erhob sich und sprang in großen Sätzen zum Ufer. Das Gesicht eines Liegenden starrte ihn an, und er erkannte einen Matrosen des „Güldenen Stern" in ihm, einen rotborstigen Burschen, der Ringe in den Ohrlappen trug. Eine schwere Wunde klaffte an seiner linken Schläfe.

Nacheinander fand er eine Reihe von Schiffsgenossen, erschlagen oder ertrunken, auch den Kapitän. Alle waren ihrer Kleider und Barschaft beraubt. Nun erst fiel ihm selber das Frösteln seines Körpers auf. Auch er war fast bis auf das durchnäßte Hemd ausgezogen. Warum hatten sie ihn eigentlich nicht umgebracht wie die anderen?

Sein Herzblut stockte. Wo war Jürgen? Er stolperte über Schiffstrümmer, über aufgeschlagene Fässer und Kisten, und endlich entdeckte er den Freund, dicht an ein umgeschlagenes Boot gepreßt. Er kniete bei ihm und nahm ihn in die Arme. Sein Herz schlug noch.

Bartel lief und holte in den hohlen Händen Wasser, das er über das Gesicht Jürgens goß. Dann rieb er mit aller Kraft die Puls- und Herzgegend. Beglückt spürte er ihn voller atmen. Endlich gähnte Jürgen tief auf und öffnete die Augen. „Wo bin ich?" fragte er verwundert.

„Bei mir, Gott sei gedankt." — Jürgen sah ihn eine Weile an, zwinkerte ihm vertraulich zu und neigte dann den Kopf zur Seite, um weiter zu schlafen. Aber Bartel richtete ihn auf und zwang ihn, aufzustehen und seine Gliedmaßen zu erproben. Ihnen beiden war das gleiche Glück begegnet, von den Strandräubern, die es wohl eilig haben mochten, für tot gehalten zu werden. So waren sie beide die einzigen Überlebenden vom „Güldenen Stern".

„Wir müssen fort," keuchte Bartel, legte seinen Arm fest um Jürgen und schleppte ihn mehr, als er ihn führte, der schützenden Dünenwand zu.

Hier ließen sie sich nieder und krochen langsam, unendlich langsam auf die Dünenhöhe, um einen Überblick zu gewinnen. Oben war struppiger Ginster und Wacholdergebüsch, das sie etwas deckte. Sie sahen das Meer zu beiden Seiten der schmalen Halbinsel. Hinter ihnen, wo der „Güldene Stern" gestrandet war, brauste und wogte die See im Nachtoben des nächtlichen Sturms. Vor ihnen, in der Danziger Bucht, war die Flut wohl von kleinen, schaumgekrönten Wellen durchsetzt, aber sie waren wie glattes Wasser gegen das Gewoge dort. Und dort geradeaus war der Weg nach Weichselmünde und nach Danzig.

Der helle Morgen war angebrochen. Aus dem Kiefernwald sah man blauen Rauch zum blassen Himmel sich hinaufkräuseln. Es war ein so friedliches Bild, daß es schwer wurde, nicht dort Gastfreundschaft und Heimstatt zu suchen.

„Wir müssen ein Boot suchen, gleichviel wo, und machen, daß wir fortkommen."

Jürgen schlug vor, das Boot zu nehmen, daran er gelegen. Aber Bartel riet ab. Sie würden viele Stunden gebrauchen, um das schwere Boot umzuwälzen und ins Wasser zu bringen. Jürgen, den die dräuende Gefahr ganz wach und lebendig gemacht hatte, wies stumm an eine Stelle am andern Strand. Bartel erkannte Netze, die an Stangen aufgespannt waren, und er sah zwei Boote dicht am Wasser liegen.

Stumm krochen sie den Dünenabhang wieder hinab. Die scharfen Gräser des Strandhafers zerschnitten ihnen Gesicht und Arme. Sie achteten es nicht. Nach einer kurzen Weile, die ihnen eine Ewigkeit vorkam, waren sie am inneren Strand. Die Wogen rollten weit herauf und durchnäßten sie.

Endlich waren sie bei den Booten. Sie hatten keine Zeit zu verlieren. Menschenstimmen waren in der klaren Luft zu vernehmen. Sie warfen sich in ein Boot und zogen die in den Sand gesteckten

Ruder heraus. Ein kräftiges Zerren, und sie rissen die Kette mit dem Pflock, an dem sie befestigt war, heraus.

In raschen Ruderschlägen kamen sie vom Strande ab. Immer weiter öffnete sich das Wasser. Noch war von der gegenüberliegenden Küste nichts zu sehen. Aber sie hielten scharfen Kurs darauf. Ihre rückwärts gewandten Blicke sahen den Wald von Hela kleiner und kleiner werden. Nun war er nur wie ein blaugrauer Strich am Horizont.

Sie atmeten auf und zogen die Ruder ins Boot. Ruhe tat ihnen beiden not. Aber sie wurde ihnen nicht lange zuteil. Die Strömung riß sie seitwärts. Die Wellen, die schwer an den Bootsrand klatschten, schienen im tückischen Bunde mit ihren Feinden zu sein. Jetzt bemerkten sie auch, daß das Steuer fehlte. Der Helaer Fischer, dem das Boot gehörte, hatte es mit sich genommen.

„Wir verlieren die Richtung!“ rief Jürgen, und Bartel blickte verzagt nach den wiederauftauchenden Föhrenspitzen von Hela und warf sich in die Ruder. Schwer klatschten die Ruder auf die aufspritzende grüne Flut. Beide arbeiteten, bis ihnen der Schweiß von der Stirne rann. Aber noch immer war drüben der grünblaue Strich sichtbar, und noch immer war von dem Strand, dem sie zustrebten, nichts zu erkennen. Soweit das Auge reichte, waren nur die tanzenden Wellen zu sehen und die Schaumkrönchen, die in der Morgensonne wie Millionen von Juwelen glitzerten.

„Ich kann nicht mehr,“ sagte Jürgen stöhnend und ließ die Arme sinken.

Bartel nickte ernst. Er hatte das kommen sehen. Auch er war nahe dem Ermatten. „Karlke, stremm di!“ sagte er auf gut Danzigisch zu sich selber und legte sich weiter in die Ruder zurück. Eine Weile schien es, als hätte er Kräfte für beide in sich. Das Boot glitt durch die Wellen. Hela verschwand. Möwen kreischten über ihnen, tanzten auf den Wogenkämmen und fuhren pfeilschnell mit einem Fisch im Schnabel in die Höhe.

Jürgen versuchte von neuem zu rudern. Aber wie er auch die Zähne zusammenbiß, es wollte nicht gehen. Er hatte das Gefühl, nur die Kräfte eines Kindes zu haben. In seinen Augen standen Tränen, als er vom Rudern ablassen mußte. In seinem Magen nagte der Hunger. Seit dem Mittag des vorigen Tages hatte er nichts gegessen. Er schämte sich, sein Gefühl einzugestehen, aber er vermochte es nicht zu hindern, daß er halb ohnmächtig von der Ruderbank niederglitt. Das Wasser, das ins Boot gespritzt war oder durch ein Leck immer aufs neue eindringen mochte, erfrischte ihn. Er befeuchtete die Lippen, aber

das salzige bittere Naß löschte nicht den Durst, der ihn nun zu quälen begann.

Um doch etwas zu tun, schöpfte er mit den hohlen Händen das eingedrungene Wasser aus dem Boot. Aber es war nutzlose Arbeit. Jeder Wellenspritzer warf mehr hinein, als er in der ganzen Zeit herausgeholt. Mit Schrecken spürte er Fieber in seinen Adern aufglühen. Sterne tanzten vor seinen Augen, und seine Zähne begannen zu klappern.

Besorgt blickte Bartel auf den niedergesunkenen Freund. Solange seine Kräfte nicht versagten, hielt er nicht im Rudern inne. Brachte sie doch jeder Ruderschlag der Heimat näher und der Erlösung von aller Qual. Aber endlich hielten auch seine sehnigen Arme nicht mehr stand. Er zog die Ruder vorsichtig ein und kroch ins Boot zu Jürgen.

Der sah ihn mit glänzenden Augen an. „Hörst du nicht?" antwortete er mit schwerer Zunge. „Hörst du nicht die Glocken? Sie rufen. Warum kommen wir nicht?" Sein Kopf glitt herab, und ohne Bartels schnell hingehaltene Hand wäre er auf die harte Ruderbank aufgeschlagen.

Bartel schippte das Wasser aus, so gut es ging, um den Freund nicht im Nassen liegen zu lassen. Aber es drang immer wieder durch, obwohl die See jetzt ruhiger ging und nichts mehr hineinspritzte. Kein Zweifel, das Boot war leck. Endlich entdeckte er die undichte Stelle, riß sich Fetzen vom Hemd und stopfte sie hinein. Das Wasser vermehrte sich jetzt nur langsam. Aber darüber war viel kostbare Zeit vergangen, und das Boot war inzwischen die Beute der Strömung geworden.

An der Glätte der Wasserfläche merkte Bartel nur zu gut, daß sie tief in das Innere der Danziger Bucht hineingekommen waren, anstatt auf die offene Hafeneinfahrt zu, dort, wo die Weichsel ihr braunes Wasser in die Ostsee ergoß. Aber es gab keinen Widerstand. Er konnte den Gefährten nicht liegen lassen. Er preßte ihn an sich, um ihn zu erwärmen, so gut es gehen mochte, und ruhte aus, dumpf in sein Schicksal ergeben.

Plötzlich glaubte er einen Pfiff zu hören, der sich wiederholte. Er richtete sich auf. Ein großes, bemanntes Boot war in der Nähe.

Und nun sah er auch die Küste, flach hingelagert, unterbrochen von aufgetürmten Dünenhöhen, auf denen Birken und Kiefern standen. Aber der Anblick vermehrte nur seine Unruhe. Denn drüben in dem stillsten Winkel der jetzt fast ganz glatten See sah er Türme aufragen. Das war Putzig, das in polnischen Händen war!

Wieder schrillte ein Pfiff, und diesmal klang er näher. Bartel er-

kannte nun das Boot deutlich und die behelmten Köpfe der Männer darauf. Vorn am Bug flatterte eine Fahne. Als sie sich bei einem Windstoß entfaltete, sah er deutlich den weißen Adler darauf, der die Krallen spreizte. Ein polnisches Kriegsboot hielt also auf sie zu.

Es gab kein Entrinnen, und um Jürgens willen durfte er es nicht auf eine Gewalttat ankommen lassen. Er riß seinen Hemdärmel ab und schwang ihn im Winde wie eine Notflagge.

Wenige Augenblicke später legte das Kriegsfahrzeug bei ihnen an. Bartel hob Jürgen auf seine Arme und kletterte hinüber. Dabei gab er dem Fischerkahn wie versehentlich mit dem Fuß einen solchen Stoß, daß er weit abtrieb. Es war nicht nötig, daß sie den gestohlenen Kahn erkannten.

Der Führer des Kriegsboots redete sie auf polnisch an. Als Bartel den Kopf schüttelte, radebrechte er auf deutsch: „Sind sich Fischer?" Bartel nickte. „Zoppot?" Wieder nickte Bartel. Er war froh, daß ihn der andere aller Antwort selber enthob.

Ein Soldat flößte den beiden Branntwein aus seiner blechernen Flasche ein. Jürgen öffnete die Augen und blickte wild um sich. Als er den polnischen Adler auf der Fahne erkannte, schrie er auf. Aber Bartel schloß ihm schnell den Mund, aus Furcht, daß er sich verriete.

Sie wurden nach Putzig gebracht, wo man sie in Ruhe ließ, und wo sie langsam zu Kräften kamen. Jürgens gesunde Natur überwand den Anfall. Hier erfuhren sie, daß der Krieg schon im besten Gange war. Schon im März hatte der polnische Oberst Hela besetzen lassen, um die Danziger Schiffahrt zu belästigen. Bald sollten die Danziger auch daran glauben, ho, ho! Seit ihr Bürgermeister in der Gefangenschaft des Königs schmachtete, hatten sie ihr Haupt verloren und waren der Gnade des Königs ausgeliefert. —

Sie wagten nicht, Näheres zu fragen, da die Neugier sie zu viel kosten konnte. Beide arbeiteten in einer Fischräucherei, um sich das Geld zu einem Kittel zu erwerben. Ihr Wirt war ein schwerfälliger, gutmütiger Mann, und daß er nicht Deutsch verstand, erleichterte ihre Lage. So konnte Jürgen seinen Schmerz darüber ausklagen, daß die Heimat in Not war, und er ihr ferne sein mußte. „Wir kommen in eine polnische Stadt, Bartel. Am besten wäre es, in den Urwald umzukehren, wo wir von allem Unglück der Heimat nichts vernähmen."

Aber Bartel brummte nur: „Der König wird de Pogg (Frosch) auch nicht gripe (greifen)," und mahnte zur Ruhe.

In einer Dämmerstunde, als sie der kleinen Hütte zuschritten, in der sie auf Seegras schliefen, griff Jürgen nach Bartels Arm und

deutete auf einen polnischen Stutzer, der, mit Bändern und Spitzen geziert, dem Schlosse zutänzelte. Dies verzärtelte Gesicht sah Johann Weyer ähnlich wie ein Ei dem andern. Spukte sein Geist umher? Lebte er? Zitternd vor Erregung bat er Bartel, sich nach jenem zu erkundigen. „Wenn er es wirklich ist, darf er mich hier nicht sehen — und ich würde mich verraten…"

Nach einer Stunde qualvollen Wartens sah er Bartel in die Kammer eintreten. Der kratzte sich den Kopf. „Da schlag Gott den Düwel tot. Es ist Johann Weyer! Er ist gesund wie ein Fisch im Wasser und nennt sich jetzt Jan."

„Was tut er hier?"

„Sein Vater ist auf polnischer Seite und ein großer Herr: Starost von Putzig und Befehlshaber eines Heeres gegen Danzig."

„Es ist nicht möglich. Deutsch auf polnischer Seite? Und wenn es selbst dieser Weyer ist — ich mag es nicht glauben —"

„Ich habe genau erkundet."

In Jürgen flammte es auf. Seine Rechnung begann glatt zu werden. „Jan Weyer, hüte dich, wenn wir uns treffen! Dann kommst du nicht mehr mit einer Schmarre davon. — Dann muß dein polnisch gefärbtes Blut in den deutschen Grund sickern!"

Die Nachricht besagte zweierlei: Jan Weyer war nicht tot, und es lag keine Blutschuld auf Jürgen von jenem Zweikampf her. Aber sie waren in der Gewalt ihres Feindes, der nicht zögern würde, sein Mütchen an ihnen zu kühlen, wenn er sie erkannte. Es war höchste Zeit, daß sie davon kamen, ehe ein Zufall wirkliche Zoppoter Fischer hier an den Strand wehte, die wissen mußten, daß sie nicht aus Zoppot stammten, und sie entlarvten.

Am nächsten Morgen, mit spärlichem Mundvorrat versehen, begaben sie sich zum Stadttor und begehrten, aus der Stadt gelassen zu werden. Sie müßten zu ihrer Familie nach Zoppot.

„Ihr kommt zwischen zwei arge Feuerlein," sagte der Torwächter, der gut Deutsch sprach. „Ihr rennt entweder den Danzigern oder den Tataren in die Hände. Beide werden euch nicht trauen."

„Wir müssen nach Hause," sagte Bartel nur.

„Die Tataren gehen nicht säuberlich um mit ihren Gefangenen, hi hi. Sie plündern euch aus und hängen euch an den nächsten Baum mit dem Kopf nach unten. Oder sie nehmen euch als Zielscheibe für ihre vergifteten Pfeile. Ja, sie schießen noch mit Pfeilen, diese Teufel."

„Wir müssen nach Hause," wiederholte Bartel.

Der Wächter lachte. „Bist gar der ewige Jude, daß du so aufs Wan-

dern versessen bist?“ Die Leute aus der Wachtstube liefen bei seinem Lachen heraus und lachten mit, ohne recht zu wissen warum.

Der Hauptmann kam und besah sich die merkwürdigen Menschen, die hinaus begehrten, wo alles kopfüber in die festen Plätze flüchtete. Stumm ließen beide die Prüfung über sich ergehen.

„Hast Knochen gleich einem Ochsen,“ sagte der Hauptmann wohlwollend zu Bartel. „Solcherlei Volk können wir hier gut gebrauchen.“ Er holte ein paar lose Geldstücke aus der weiten Tasche seiner Pluderhose und hielt sie Bartel unter die Nase. „Handgeld,“ sagte er dabei, „sollst es gut haben bei uns. Und auch für deinen Gesellen soll ein Platz sein. Ist besser bei uns, denn auf Flunderfang.“

Neugierig warteten die Soldaten die Wirkung des Angebots ab.

„Es reicht zu Branntwein auf schier einen Monat,“ brummten sie.

Jürgen zischte: „Gegen Danzig sollen wir kämpfen? Sag ein Wort, und ich entreiße diesem Kerl seine Hellebarde.“ Aber Bartel beruhigte ihn.

Der polnische Hauptmann, der das Zwiegespräch der beiden für eine Beratung über seinen Antrag halten mochte, lächelte wohlgefällig. Er stand noch immer, die Hand mit den Münzen ausgestreckt. Ab und zu schüttelte er die Hand, daß das Metall verführerisch klirrte. „Nun?“

„Wir müssen nach Hause,“ sagte Bartel rauh und schroff. Auch seine Geduld war zu Ende.

Der Hauptmann zuckte die Achsel und steckte die Münzen wieder ein. „Alsdann — geht zum Satan —.“

Der Wächter öffnete mürrisch das kleine Seitengitter des Tors. „Hast ihn uns nicht vergönnt, den Trunk beim Handgeld? Also grüßt die Tataren von uns.“ Dann warf er das Gatter zu und ging zurück. „Die beiden sind dem Narrenturm entsprungen,“ dachte er mit ärgerlichem Lachen.

Sie wanderten in den Morgen hinein, den geraden Weg auf das große Bruch zu. Der Strandweg war sicherer für sie, aber er war von den Frühlingsstürmen zerwühlt und mit Steinen übersät. So blieb nichts übrig, als die Gehöfte und die Kirchtürme der nächsten Dörfer als Zielpunkte zu nehmen und dort im Bogen herum wieder auf die Straße zu gelangen. Sie teilten ihr Essen und löschten den Durst aus den vielen Bächen, die hier zum Meere hinabströmten, dessen Salzgeruch sie erfrischte.

Hier merkte man nichts vom Krieg. Unberührt lagen die Dörfer da. Die Bauern gingen ihrer Arbeit nach. Amseln pickten eifrig in aufgewühlten Schollen. Nur die Krähenschwärme, die über ihre Köpfe dahinzogen, schienen ferne Schlachtfelder zu wittern.

Im dichten Laubwald am Bruch übernachteten sie. Der Mondschein fiel auf die weite schlüpferige Fläche tief unter ihnen. Vom Meere sahen und hörten sie ja nichts. Von nun an, wo sie dem Schauplatz des beginnenden Krieges näher und näher kamen, hielten sie sich in den Wäldern, mühsam durch Gestrüpp und Unterholz stapfend, von dornigen Brombeersträuchern gezerrt.

Jürgen ging stumm, schweren Herzens, gesenkten Kopfes. Bartel gedachte ihn aufzumuntern: „Freut Ihr Euch nicht, bald in Danzig zu sein? Morgen schon können wir von weitem die Türme sehen und die großen Mäuler der Glocken brüllen hören."

Jürgen antwortete mißmutig: „Ich freue mich nicht mehr darauf."

Bartel blieb starr vor Erstaunen stehen. „Ihr freut Euch nicht? Gottes Donner, da soll doch —"

„Sieh' mich an, Bartel, und sage ehrlich und ohne Umschweife, ob ich's über mich gewinnen soll, so in Lumpen und Fetzen, gleich einem Landstreicher, nach der Heimat zu kommen?"

Bartel beguckte ihn von oben bis unten. „Wie die Freiherren sehen wir nicht aus," sagte er lachend, „und König Stephan Bathory hat sicherlich bessere Staatsgewänder. Aber was ficht Euch an, nach Samt und Seide zu gieren? Sind wir drüben im indianischen Wald besser gegangen?"

„Du vergißt, daß ich reich war, als wir auf dem „Güldenen Stern" fuhren."

„Ja. Aber er ist untergesunken, und wir nicht. Und das sollte wahrlich kein Grund zum Lamentieren sein."

Jürgen blickte trübe vor sich hin. „Es ist doch ein Grund. Du wirst es vielleicht nicht verstehen. Aber ich kann mir den Augenblick nicht ausmalen, wo ich vor meinen Vater trete und wo er mich nach der Ausbeute meiner Fahrt fragt."

„Es ist wahr," gab Bartel zu, und auch er blickte nun kläglich drein. „Sie haben uns übel mitgespielt, die Strolche von Hela. Aber war unser ganzes Leben im Urwald anderes denn täglich Spiel um das Nichts?"

„Ich habe das Leben gerettet. Du hast recht: ich sollte Gott dankbar sein dafür aus dem tiefsten Herzensgrund. Ich kann das Licht wiederschauen und kann drüben die Meisen hören und kann vielleicht noch einmal die Glocken leibhaftig vernehmen, die mich so oft im Traum genarrt."

„Nun also," drängte Bartel.

„Aber du vergißt; ich habe nur das nackte Leben gerettet. Nichts

weiter. Rock und Wams, in denen der Goldstaub und die Diamanten eingenäht waren, sind mir verloren. Entweder liegen sie im Meere auf dem Grund bei Muscheln und Quallen, oder sie sind in die Hand der plündernden Strandräuber gefallen."

„Mir ist es geradeso ergangen," trotzte Bartel. „Und es ficht mich nicht so viel an." Er knipste mit den Fingern.

Beschämt blickte Jürgen ihn an. „Du hast recht, alter Freund. Ich will dir nachstreben und nicht länger dem Verlorenen nachhängen."

„Recht so!" schrie Bartel fröhlich auf. „Nun geht es an ein fröhlich Wandern. Denn bisher waret Ihr gar kopfhängerisch. Bald sollen uns die Herren vom weißen Adler von der anderen Seite kennen lernen."

Jürgen stimmte in sein Lachen ein. Aber es klang gequält, der Schmerz um das Verlorene quälte ihn dennoch. Es war nicht der Goldeswert, dem er nachtrauerte. Es war die brennende Scham darüber, abgerissen und mittellos wie der verlorene Sohn zum Vater heimzukehren. Wie der verlorene Sohn... Dies Wort verließ ihn von da an nicht mehr. Es saß wie der Widerhaken eines Indianerpfeils in seinem Herzen und schuf Wunden und Schwären.

Bartel sang das Schiffsjungenlied vom Schepper Hartwich. Aber Jürgen stimmte nicht mit ein. Er hatte plötzlich Angst vor der Stunde der Heimkehr. Als sie rasteten und Bartel zwei handfeste Eichenknüppel zurechtschnitt, kam ihm das Wort vom verlorenen Sohn fast wider Willen auf die Lippen. „Sag' selber, bin ich es nicht?"

„Nun denn, sei es so," murrte Bartel, „ich weiß aber auch aus der Schrift, wie er vom Vater aufgenommen wurde. Es wäre nicht übel, das gemästete Kalb hier zu haben." Er schnalzte mit der Zunge.

„Nie trete ich so vor meinen Vater," beharrte Jürgen und schüttelte den Kopf, daß die Locken flogen.

Bartel schnitzte an seinem Eichenstock. „Besser im Fischerkittel nach Hause kommen als gar nicht. Oder wollt Ihr nicht nach Danzig?"

„Freilich will ich, du Dummbart. Aber Ehre will ich mir erst erwerben und mir meinen Namen aufs neue verdienen, ehe ich vor den Vater trete."

„Sei es." Bartel erhob sich. „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich."

Nach einer Weile begann Jürgen: „Ist es nicht ein rechtes Glück für mich, daß es zu diesem Kriege gekommen ist? Wie anders sollte ich meine Liebe zur Heimat beweisen?"

„Ich könnte es mir gemütlicher denken," knurrte Bartel. „Aber Ihr habt immer einen gar sonderlichen Geschmack gehabt." Und sie

schritten weiter. Je näher sie der Heimat kamen, desto deutlicher reckte sich das Schreckensgespenst des Krieges empor. Vom Feinde war noch nichts zu sehen, aber viele Spuren deuteten auf seine Nähe.

Die Dörfer vor Oliva waren leer, ohne Bewohner, ohne Tiere. Vor einem Hause saß eine schwarze Katze mit Augen wie Bernstein. Sie lief unruhig um das Haus herum und mauzte ängstlich.

Jürgen lockte sie heran. Glücklich lief sie zu den Menschen und scheuerte sich an ihnen, lief dann aber wieder zum Haus zurück, das sie nicht verlassen mochte. Mit Rührung empfand er die Treue des Tieres. Lange verfolgte ihn ihr jämmerliches Schreien in der Stille des Morgens.

Es kamen Weiden an Gräben voll grünen schimmernden Wassers. Es kamen Felder, in denen noch die Ackergeräte steckten, Wiesen und Waldstücke. Jürgen ging jetzt fröhlicher und leichter.

In einer Mittagsstunde rasteten sie an einer Quelle in einem kleinen Buchenwald am Fuß einer Höhe. Frischgrüne Buchenzweige waren durchsilbert von den Stämmen der Birken. Da hörten sie das Knacken von zerbrochenem Holz, und sie vernahmen deutlich das Keuchen aus der Brust eines Mannes. Lang streckten sie sich hinter Wacholderstauden aus und griffen nach ihren Eichenstöcken. Kamen sie doch, die wilden Raubvögel des Polen?

Aber es waren keine Tataren. Ein armseliges dürres Männchen, beschmutzt und zerrissenen Gewandes, lief herbei, über Äste und Steine stolpernd. Sein angstverzerrtes Gesicht erstarrte, als er die beiden sah. Er fiel in die Knie.

Jürgen erhob sich und trat zu ihm. „Was ist?"

Der Alte stammelte etwas, das nicht zu verstehen war, und deutete nach oben.

„Die Tataren?"

Der Alte nickte. Aber wie Jürgen auch in ihn drang, es war nichts aus ihm herauszubekommen. Der Schreck saß ihm in den Beinen. Ein wildes Erlebnis brannte noch in seinen Augen. Und endlich floh er davon, ehe sie es sich versahen. Sie drangen durch das dichte Gebüsch zur Höhe empor, die der Alte ihnen gewiesen, und glaubten Laute zu vernehmen. Aber es war niemand zu sehen. Vielleicht hatte sie nur der Eichelhäher genarrt.

An den Ästen einer verkrüppelten Eiche hingen zwei tote Männer, nackt und mit Wunden bedeckt. Ein dritter lag tot da. Mit Säbelhieben waren ihm zwei Kreuze in den Schädel gehauen: das Danziger Wappen! Sie begriffen, daß Reiter des Polenheeres sich hier an den

Deutschen vergriffen hatten, aber sie durften sich nicht einmal die Zeit nehmen, die Opfer zu bestatten. Eilenden Fußes wandten sie sich von der Stätte des Grauens.

Von der Höhe aus war über die Wipfel der Bäume hinweg die See zu erkennen und ganz in der Ferne der blauschwarze Waldstrich von Hela. Aber ihr Herz war voller Schrecken und sie hatten keinen Blick dafür.

Plötzlich blieb Bartel stehen. „Ist besser, wir wandern fortan allein. Zwei werden leichter gesehen wie einer. Geht Ihr den bequemen Weg am Waldrand und duckt Euch fein hinter Gemäuer oder Büsche, so Ihr Verdächtiges hört. Ich gehe auf dem Höhenweg, quer durch den Wald. Und am Kreuz vor dem Olivaer Kloster warten wir aufeinander."

Jürgen war die Trennung nicht recht. Aber er mochte nicht widersprechen. Vorsichtig ging er seinen Weg, von Zeit zu Zeit ausruhend und zur See hinabblickend, deren leichte Brandung hier herauftönte.

Hinter Zoppot, das er in großem Bogen umschritt, stieß er auf die ersten Feinde. Er warf sich in eine wuchernde Wildnis von Ginsterbüschen, als er die ersten Hufschläge vernahm. Nun sausten sie an ihm vorbei, so dicht, daß er einen Augenblick vermeinte, von einem Hufschlag getroffen zu sein.

Sie riefen etwas, was durch die Lüfte gellte, wie der Schlag ihrer Peitschen. Es klang wie der Ruf eines fremden Vogels. Ihre struppigen Pferde, die mehr wie große wilde Hunde aussahen, denn wie rechte Gäule, stoben klappernd weiter. Es war für ihn eine große Beruhigung, daß sie nicht in der Richtung nach Danzig ritten.

Sie blieben nicht die einzigen. Mehr und mehr Trupps ritten heran, auf Putzig zu. Krähen folgten ihnen in den Lüften. Ihr Krächzen mischte sich unheimlich mit dem Gellen der Stimmen und dem Knallen der Peitschen. Es war wie das Heer des wilden Jägers.

Nun war es vorüber. Jürgen bog in den dichten Laubwald ein. Nach einer Stunde schimmerte Gemäuer durch das Grün und er näherte sich vorsichtig. Es war Oliwa. Und war es doch wiederum nicht! Rauchgeschwärzte Mauern starrten ihn an, eingestürzte Wände hatten allerlei Hausrat unter sich begraben. Geduckt ging er auf das Kreuz zu, das unversehrt inmitten der Wüstenei stand.

Kein Mensch war weit und breit zu sehen. Es verwunderte ihn, daß Bartel noch nicht da war, der den näheren Weg durch den Wald gehabt. Aber er wagte nicht, seinen Namen laut zu rufen. Vorsichtig betrat er den Klostergarten, dessen Pforte ausgehängt war und am Boden lag. Hinter die alten Bäume sich duckend, schlich er weiter.

Dort am kleinen Karpfenteich stand noch das Gärtnerhaus. Es war bewohnt. Rauch quoll aus dem kleinen Schornstein. Jürgen, den der Hunger peinigte, schlich sich, durch Hecken gedeckt, langsam näher. Es kam ihm der Gedanke, daß Bartel bereits da sei und eine Mahlzeit bereite.

Da hörte er plötzlich das Wiehern eines Pferdes. Nun sah er es selbst, an einen Pfahl gebunden, wohl gesattelt und gezäumt. Es wäre ein leichtes gewesen, sich des Pferdes zu bemächtigen und auf Danzig loszureiten. Aber er mußte auf Bartel warten. So schlich er sich an den vermorschten Fensterladen heran und blickte hindurch.

Drinnen hatte es sich ein Soldat in der verschnürten bunten Tracht der Polen bequem gemacht. Auf dem Herde brannte ein Feuerlein und an einem langen Stab briet ein schlecht abgerupftes Huhn, das der da drinnen fleißig drehte. Jürgen hörte deutlich sein Schmatzen bei der Vorahnung des kommenden Genusses.

Plötzlich sprang der Soldat auf, und Jürgen hörte im gleichen Augenblick herannahendes Hufgeklapper und Peitschenknallen. Der Pole ließ das Essen stehen, stürzte heraus und schwang sich aufs Pferd. Dabei lockerte sich die Tasche am Sattelgurt und ein Paketlein Schriften fiel heraus.

Als sich die Hufschläge verloren hatten, kam Jürgen aus seinem Versteck hervor. Er entschnürte das Paket und entdeckte polnische Briefe, mit Stempeln und Siegeln versehen. Jürgen hatte wie jeder Danziger Kaufmannssohn, etliche Kenntnisse im Polnischen. Aber die letzten Jahre in der Fremde hatten sie fast ganz aus seinem Gedächtnis gewischt. Er erkannte nur, daß es sich um Briefe des königlichen Hauptquartiers an den Obersten Weyer handelte. Sicherlich waren es gewichtige Dokumente.

Jürgen steckte sie zu sich. Vielleicht diente es dem Danziger Rat, Kenntnis von diesen Dingen zu nehmen. Dann machte er sich über das Huhn her, das zur Hälfte verkohlt war.

Als er den letzten Bissen hinuntergeschlungen hatte, hörte er kräftige „Wer da?"-Rufe. Er atmete auf, als er die deutschen Laute vernahm, und trat vor die Türe, die Hände hoch erhoben. „Gut Freund," sagte er fröhlich.

Eine Anzahl Reiter saß, die Pistolen schußbereit in den Händen, auf kräftigen Pferden und sahen ihn mißtrauisch an.

„Woher des Wegs und wohin des Wegs?" fragte der Führer, den zerlumpten Jüngling mißtrauisch betrachtend.

„Ich will nach Danzig," sagte Jürgen.

Die Reiter lachten. „Da wirst du hin müssen, ob du willst oder nicht," sagte der Führer und winkte zwei Reitern, die vom Pferd sprangen und Jürgen packten. „Seht nach, ob er Waffen bei sich hat."

Die Reiter betasteten ihn und zogen das Schriftbündel hervor, das der Führer neugierig prüfte. „Es sind Briefe an den Weyer," sagte er endlich. „Also ein Spion. Sucht den nächsten Baum für ihn aus!"

Jürgen schrie auf, mehr vor Zorn über die zugefügte Kränkung, denn vor Furcht über sein Schicksal. „Seh ich so aus, als ob ich polnische Spionendienste leistete? Die Briefe habe ich einem polnischen Reiter abgenommen, der hier rastete."

Der Führer des Reitertrupps prüfte den Jüngling genau, und wie er ihn so mutig dastehen sah, mit seinen blitzenden blauen Augen und der hochgereckten Gestalt, kam ihm selber das Törichte seiner Annahme in den Sinn. In milderem Ton setzte er hinzu: „Wir liefern dich also in Danzig ab, nach deinem Begehr. Mag der Danziger Rat über dich beschließen. Wir haben auch nicht allzuviel Zeit zu verlieren."

„Ich kann jetzt noch nicht fort," versetzte Jürgen kopfschüttelnd, „ich warte auf meinen guten Gesellen Bartel, mit dem ich mich hier am Kreuz treffen wollte."

Der Reiter lachte. „Sind wohl gar mehrere, derer du wartest? Trag' aber kein Gelüste nach ihnen. Peter, nimm ihn zu dir hinauf!"

Im nächsten Augenblick saß Jürgen auf einem breiten Gaul vor einem Reiter und sprengte in der Richtung nach Danzig zu.

Sein Herz klopfte. So kam er also ohne den Freund und als Gefangener in seine Vaterstadt, zerlumpt und des schmählichsten Verbrechens verdächtigt. Wer wollte ihn reinigen, den der böse Zufall so arg verdächtigt hatte? Aus den Gesprächen seiner Begleiter entnahm er, daß es Danziger Hilfstruppen aus Pommern waren. Die Herren von Puttkamer aus Borrisin, Lauenburg, Stolp und Krassin hatten mit Zustimmung ihres herzoglichen Herrn Reiter nach Danzig gestellt und waren zum Teil selbst gekommen, um ihre Klingen mit den polnischen zu kreuzen. Auch ein Trompeter war dabei, der ab und zu bei Haltepunkten ein flottes Liedlein schmetterte.

In Langfuhr, unweit Danzig, wurde Quartier gemacht. Es hieß, daß polnische Reiter sich gezeigt hätten. Mehrere Tage wartete man, ohne daß sich ein Feind blicken ließ. Jürgen wurde scharf bewacht, bekam aber reichlich Trunk und Nahrung. Endlich ging es weiter.

Als sie auf einer Waldhöhe rasteten, jubelte Jürgen auf: er sah am Horizont schattenhaft, aber für seine scharfen Augen deutlich genug, die wohlbekannten Türme seiner Vaterstadt, die er fünf Jahre lang

nicht gesehen: den viereckigen massigen Klotz des Turms der Marienkirche im Kranz der nadelspitzen Seitentürmchen, und daneben den schlanken, himmelanstrebenden Ratsturm mit der güldenen Figur auf der Spitze. Bald würde er das Glockenspiel der Türme hören, das er so oft im Traum vernommen...

Verwundert blickten die Reiter auf ihren glückstrahlenden Gefangenen.

„Es verlangt ihn nach dem Danziger Nachrichter," sagte der eine rauh. „Eilen wir uns, daß wir ihn jenem in die Arme legen."

Das Lachen ringsum schreckte Jürgen aus seinem Heimatstraum. Beschämt senkte er die Lider und kletterte wieder auf den Gaul, der ihn zum Ort seiner Sehnsucht tragen sollte.

Dunkle Tage

Unterdessen hatte sich dunkles Sturmgewölk über Danzig zusammengezogen. Die Bürgerschaft war aufgewühlt bis auf den Grund, wie die Ostsee, deren Toben und Brüllen man von den Wällen der Stadt vernehmen konnte. Das Kriegsschwert blitzte über der Stadt, und man wollte nicht warten, bis es niederfahre. Man wollte es selber ergreifen.

Der Rat zögerte. Nicht aus Furcht, denn man hatte in den letzten Jahrzehnten, gewarnt durch den polnischen Übermut, weidlich gerüstet. Aber man wollte nicht den Angriff beginnen. Es genügte, wenn die Stadt, wie in den stolzen Hansatagen, die Zähne zeigte jedwedem, der nach ihr schnappte. Der Bürgermeister Proit riet, vom übel berichteten an den besser zu unterrichtenden Papst zu appellieren. Es war genug des Bluts geflossen in der Geschichte der Stadt.

Das Volk begriff die Erwägung des Rats nicht. Eine fiebernde Erregung ließ alle Pulse schneller schlagen. Die Fleischer verließen ihre Fleischbank, die Gerber ihre Häute, alles lief auf die Gasse, wo neue Nachrichten herumflogen wie die Tauben vor dem Artushofe.

Der lange Markt am Rathaus, wo über die Geschicke der Stadt entschieden wurde, war vollgestopft von erregtem und erhitztem Volk. Die Gesichter waren hochrot vor Zorn. Fäuste ballten sich gegen die Sommerstube, in der die Ratsherrn tagten.

Einige Unruhestifter waren dabei, von dem verkauften Rat zu reden, von den verkappten Polenfreunden, die die Stadt zu verschachern gedachten. „Weg mit den Patriziern!" rief Kaspar Göbel, der Münz-

meister. Der kleine behende Mann tauchte überall in der Menge auf. Wo er war, bildeten sich erregte Gruppen, die zornig zum Rathaus hinüber blickten. Man glaubte nicht mehr an die beruhigenden Verordnungen des Rats. Man traute ihm nicht mehr. Alle wollten Taten sehen.

Auch in der nahen Herberge am Frauentor ging es hoch her. Eine Reihe Handwerker saß da bei wohlgefüllten Kannen, die der schwitzende Wirt eilfertig heranschleppte. Ein schwarzbärtiger Gast in bunter Kriegstracht warf ihm von Zeit zu Zeit Münzen hin, die er mit ergebenem Lächeln in die Hosentaschen schob. „Habe Geburtstag," sagte der Fremde, „und ich habe alsdann gerne frohe Gesichter um mich."

Er saß am Fenstertisch und tuschelte eifrig mit Kaspar Göbel, der eben eingetreten war und seine trocken gewordene Kehle anfeuchtete.

Anfangs ging's noch ruhig zu. Lieder gingen reihum, deren Kehrreim tobenden Jubel erweckte, soweit er sich gegen die Polen richtete. Der Fremde sagte den neuesten Spruch auf die Polen.

„Der Pole ist gekleidet wie ein Pfaff
Und geziert wie ein Aff.
Und beschlagen wie ein Pferd.
Seine Anschläg' sind nicht drei Schilling wert..."

„Ihr lacht jetzt, Freunde," begann er dann mit etwas heiserer Stimme. „Aber ich wollte, ihr müßtet nicht einmal weinen darum."

„Wie meint Ihr das?" fragte ein Böttcher.

„Ich meine, daß nicht alle in der Stadt so denken wie wir, und nicht alle so entschlossen sind. Duckmäuserei und Kriecherei ist am Werk. Nicht beim gemeinen Volk, da sei Gott vor. Aber in den hohen Häusern unserer Herren Patrizier ist nicht alles so sauber, wie es von außen scheint. Und vom Rathaus lasset mich lieber ganz schweigen."

Eine Stille trat ein. Der Fremde hatte nur ausgesprochen, was die meisten dachten.

Er benützte die Stimmung und wandte sich wie zufällig an den Münzmeister. „Ihr selber haltet zum Volk und seid seiner Meinung. Ein jeder weiß das. Aber sind alle so? sagt selbst." Kaspar Göbel zögerte mit der Antwort. „Nein, nein. Gesteht nur offen, Münzmeister. Hier unter diesen wackeren Bürgern ist niemand, so Euch verrät. Nur offenes Wort!"

Der andere nickte. „Leider ist es so," sagte er langsam, als ringe er sich jede Silbe mühsam vom Herzen. „Leider ist allerlei Wankelmut, wo nichts Schlimmeres, zu vermerken. Das Herz könnte einem bluten, so man es sieht. Sie schielen nach dem Volk und schielen nach dem

polnischen König. Sie denken: Das ist ein dummer Fuchs, der bloß ein Loch hat."

„Und warum?" fuhr der Fremde fort. „Weil sie um ihr Geld besorgt sind. Weil Stephan sie mit neuen Privilegien füttern wird, daß sie platzen, so sie die Stadt verraten."

Einige Hörer stimmten zu, die Fäuste auf den Tisch schlagend. Aber andere murrten. „Man soll nichts sagen, was man nicht beweisen kann."

Die Türe öffnete sich und Bartel Knoff trat ein, unbemerkt von den heftig aufeinander einredenden Gästen. Nur der Wirt bemerkte den neuen Gast sofort und schob ihm eine gefüllte Kanne hin, noch ehe er recht gefordert.

„Meine Batzen sind genau gezählt," wehrte Bartel ab, mit einem begehrlichen Blick auf das schäumende Bier.

„Kostet nichts," beschwichtigte der Wirt. „Der Fremde dort zahlt alles. Ist ein Anführer bei den schottischen Söldnern in der Stadt und begeht seinen Namenstag."

Dankbar setzte Bartel den Trunk an die Lippen. Tage banger Sorge und Entbehrung lagen hinter ihm. Lange hatte er am Kreuz von Oliva auf den Freund gewartet. Endlich hatte er von einem flüchtigen Landmann erfahren, daß pommersche Reiter den Ort durchritten hatten. Sicher war er wohlbehalten angelangt. Da hatte er sich auf den Weg gemacht und war eingelassen worden, da ihn der Führer der Torwache aus früheren Zeiten her noch kannte. Müde hatte Bartel sich in die Herberge begeben, aber des Ausruhens war hier nicht. Alles war voller Aufregung, die der kleine Mann dort, den sie Münzmeister nannten, eifrig schürte. Eben begann er das Gerücht zu verbreiten, das bereits auf den Straßen seine Wirkung zu tun begann: „Die Polen liegen bei Dirschau, zwei Meilen von der Stadt, eines Angriffs nicht gewärtig. Warum greift der Rat nicht zu? Warum überfällt man sie nicht? Warum, frage ich? Wem nützet solcherlei Schonung?"

Und um die Stimmung zum Siedepunkt zu treiben, setzte der Schwarzbärtige hinzu: „Große Beute ist zu machen, ohne einen Schwertstreich. Denkt an Oliva!" Die Erinnerung an den leichten Beute- und Plünderungszug nach Oliva im Februar entzündete alle. Hei, wie war man damals hinausgestürmt, um dem Feind der Stadt, Abt Geschke, eins auszuwischen. Den Abt hatte man nicht mehr angetroffen, er saß wohlbehalten beim König in Thorn. Aber an den Schätzen des Klosters hatte man sich schadlos gehalten. Bequeme Beute war gemacht worden. Man schlug mit den Fäusten auf den Tisch vor Vergnügen.

Der Söldner fuhr fort: „Was damals so leicht ging, dürfte diesmal nicht übler ausschlagen. Ihr dürft euch nur nicht von den Polen im Rathaus ins Bockshorn jagen lassen. Gold ist in Menge da, Proviant, Waffen und Vieh. Ich rate euch, nehmt Wagen und Stricke mit, auf daß ihr alles mitnehmen könnt!"

Ein Gerber schrie dazwischen: „Obrist Winkelbruch von Köllen ist dagegen. Man hat es ihm schon vorgeschlagen. Und vergeßt nicht, er ist der Oberbefehlshaber der Stadt."

Der Schwarze sprang zornrot auf. „Also macht es ohne ihn. Genug Führer sind da, so er sich feige zeigt und das Wagnis scheut. Eilt, eh es zu spät ist und wir uns den Mund wischen können. Geht zum Rathaus und blast den säumigen Herrn den Marsch!"

Das ließen sich die Gäste nicht zweimal sagen. Alles trank in großen Zügen die Kannen aus und stürmte davon. Es blieben nur der Münzmeister und der Schwarze, die Bartels, der bescheiden in der Ecke hockte, nicht achteten. „Es hat viel Geld gekostet, die Gierschlünde zu tränken," brummte der Fremde. „Heraus mit dem Mammon!"

Seufzend reichte der Münzmeister dem andern einen straffen Beutel. Der wog ihn schmunzelnd in der Hand: „Da sage noch einer, daß mit hohen Herren nicht gut Kirschen essen ist. Die Freundschaft mit Euch macht sich bezahlt."

„Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert," meinte Kaspar Göbel. „Nun aber auf und unter die Menge und zu den Soldtruppen! Sie müssen den Rat zum Zug nach Dirschau zwingen und nötigen. Und wenn der Zug gelungen ist, sind wir die Herren der Stadt und —"

Das andere hörte Bartel nicht mehr, da sich die Türe hinter jenen schloß. Traurigen Mutes saß er da in der verlassenen Schenke, in der überall die Bierlachen auf Tischen und Bänken glitzerten. Die Zwietracht und Unruhe in der Stadt, der Einigkeit bitter not tat, schmerzte ihn.

„Wer war dieser Mensch da?" fragte er den Wirt.

„Pst! Der Münzmeister und vielleicht bald ein Ratsherr."

Bartel reckte sich. „Ich bin nur ein bescheidener Glockengießergeselle. Aber ich gebe nicht mein Halstuch um die güldene Ratskette, die dieser da vielleicht einmal um seinen Lügenhals legen wird."

„Ihr sprecht verwegen," mahnte der Wirt, unruhig zur Türe blickend. „Hütet Euch, daß Ihr Euch nicht um Kopf und Kragen redet. Ist gefährlich, in wilden Zeitläuften wider den Strom zu schwimmen."

Bartel erhob sich. „Ein Aufwiegler ist er, und ihm gehört der hänferne Strick statt der Ratsherrnkette. Und wären sie nicht so eilends

gegangen, so hätte sein allzu anschlägiger Kopf mit meinen Fäusten Bekanntschaft gemacht." Der Wirt hob beschwörend den Arm, Bartel aber zählte die spärlichen Kupferpfennige in seinem Beutel zusammen und warf sie auf den Tisch. „Ich will von den beiden Spießgesellen nichts bezahlt," sagte er und verließ, begleitet von dem verwunderten Wirt, die Herberge.

*

Obrist Winkelbruch von Köllen trat mit dem Ratsherrn Giese aus dessen Hause am Langen Markt und blickte stirnrunzelnd auf die Massen, die ihnen den Weg versperrten. „Ist das Aufruhr, edler Herr? Dann Gnade Gott der Stadt!"

Der Ratsherr zuckte mit den Achseln statt einer Antwort und gebrauchte seine kräftigen Ellenbogen, um sich eine Gasse zu bahnen. Als sich Murren erhob, faßte der Obrist an sein Schwert. Aber der Ratsherr verwies es ihm. Es war wahrlich nicht an der Zeit, neuen Zündstoff in die Menge zu tragen, so sehr er den heißblütigen Kriegsmann auch begriff. Er kannte seine Danziger und wußte, daß er mit einem kräftigen Scherzwort mehr erzielte denn mit Schwerthieben.

Ein Kornträger, der den Ratsherrn von den Speichern her kannte, fragte voll grimmigen Mißtrauens: „Wann geht es gen Dirschau?"

Giese erwiderte flugs: „Wenn Ostern und Pfingsten auf einen Tag fallen." Lachen erhob sich ringsum und machte die Gasse freier als vorhin die Ellenbogen.

Plötzlich entdeckte der Ratsherr den Münzmeister, der gerade einige verwegen aussehende Gestalten mit neuen Nachrichten traktierte. Er blieb vor ihm stehen: „Wahrt Euch. Wer sich unter den Drang mengt, den frette de Schwin."

Lachend rückte die Menge von den Burschen ab, die so aussahen, als seien ihnen Pranger und Stockturm nichts Neues. Wütend drückte sich Kaspar Göbel beiseite.

Es währte dennoch eine ganze Weile, ehe die beiden den kurzen Weg zur Ratstreppe zurückgelegt hatten, wo die Ratsdiener mit Partisanen Wache hielten. „Mir wäre es lieber gewesen, die Klinge zu gebrauchen," sagte der Obrist.

„So war es besser, glaubt mir," erwiderte der Ratsherr mit kurzem Lachen. „Wer Frösche fangen will, muß sich naß machen können."

Plötzlich rief eine rauhe Stimme, den allgemeinen Tumult übertönend: „Ratsherr Giese soll reden!" Wie auf ein Signal stimmt die Menge in den Ruf ein: „Er soll reden, ja, er soll reden!"

Giese trat an die Brüstung des Vorbaus und fragte, was sie zu hören wünschten. Als man ihn sprechen sah — man sah ihn besser als man ihn im allgemeinen Tumult hörte — wurde es stille. Einige Stimmen riefen: „Hoch Giese!" Dann verstummten auch sie. Er reckte sich auf und sprach in scharfem Ton: „Vermeint ihr, die Verhandlungen des Rats gingen besser vonstatten, so ihr draußen lärmt und tobt?"

„Wir wollen keine Verhandlungen," rief eine schrille Stimme.

„Wer will hier keine Verhandlungen?" fragte Giese. „Er trete vor und sage seine Gründe. Vielleicht sind sie so gut, daß wir ihn daraufhin zum Bürgermeister an Herrn Konstantin Ferbers Stelle machen und Herrn Johann Proit absetzen."

Wiederum wirkte der Scherz besser, als es scharfe Worte vermocht hätten. Man hörte Lachen und kräftige Späße. Als der Rufer sich in der Menge versteckt hielt und schwieg, sprach Giese, lächelnd seinen grauen Bart streichelnd: „Viel Geschrei und wenig Wolle, sagte der Diwel und beschor den Swinegel!" Die Menge lachte und winkte ihm zu. „Alsdann geht nach Hause," setzte er hinzu. „Ein jeglicher in seine Werkstatt und in sein Haus, und verwirrt unsere und eure Köpfe nicht noch mehr. Einigkeit tut uns not wie das tägliche Brot."

In diesem Augenblick drängte sich ein kräftiger Mann durch die Reihen und trat vor. Giese kannte ihn. Es war ein Vertreter der mächtigen Brauerzunft. Er nahm die Mütze vom Kopf, als er begann: „Mit Verlaub, ihr Herren, wir sind schon einig, sintemal wir alle gute Danziger Pomuchelsköpfe sind und mit dem Wasser der Mottlau und Weichsel getauft. Wir sind aber auch darin einig, daß es nun genug der Verhandlungen mit dem verräterischen König ist." Die Menge wogte bei diesen Worten auf. Ein Brausen der Zustimmung ertönte.

Der Ratsherr wartete einen Augenblick die Stille ab. Dann fragte er den Sprecher: „Also, was soll nach eurer Meinung geschehen?"

Der Brauer begann schwerfällig, aber ohne zu stocken: „Wir haben erfahren, daß die Polen und Tataren Greuel und Verwüstungen ins Land getragen haben, und daß sie im Danziger Werder hausen wie die Türken. Ei, zeigen wir ihnen, daß wir auch noch Zähne haben, und überfallen wir sie, ehe sie alle ihre Heerhaufen heran haben. Ziehen wir hinaus und schlagen wir die Heiducken, so in Dirschau liegen, auf ihren Grind!" Wieder erhoben sich tausend gereckte Arme, und die zustimmenden Rufe der Menge wollten kein Ende nehmen.

Besorgt blickte der Ratsherr auf den Obristen. „Was sagt Ihr dazu? Läßt es sich tun? Mir ist dies Warten verhaßt."

„Ich warne, so sehr mir auch der Säbel in der Scheide juckt. Wir

Bürger, in drei Fahnen geteilt, und eine nach Tausenden zählende Volksmenge, unbewaffnet, ohne Ahnung der Gefahr, folgte.

Besorgt blickte der Bürgermeister in des Obristen ernstes Gesicht. „Seid Ihr ohne jede Zuversicht?“

„Ich traue auf die Fortuna,“ rief Köllen vom Pferd herunter. „Und so Ihr mich nicht wieder seht, setzet meinen Rittmeister Herrn Klaus Unger zum Stadthauptmann ein.“ Das klang nicht sehr siegesbewußt.

Aber der Bürgermeister hatte keine Zeit mehr zur Antwort. Köllen gab das Signal zum Aufbruch und sprengte davon, die Hand nur flüchtig an den Helm führend. Seine rotgelbe Schärpe flammte in der Abendsonne.

*

Zwei Meilen vor der Stadt hielt das Heer Nachtlager. Frühmorgens zog man weiter auf Dirschau zu. Aber es kam Botschaft, daß die Polen westlich am Liebschauer See lagerten.

Der Obrist ritt zum Hauptmann Klaus Wettstädt, der ein Fähnlein führte, das von der Seefestung Weichselmünde gekommen war. „Ihr kennt das Gelände besser denn ich, der hier zum erstenmal ist. Traut Ihr unserem Führer?“

Der Hauptmann zuckte mit den Achseln. „Ist ein guter Büchsenmeister und in der Gegend wohl bewandert. Mehr kann ich auch nicht vermelden.“

„Wie breit ist der Damm, der über das sumpfige Mottlauufer am See führt?“

„Vier Mann können gut nebeneinander marschieren.“

Köllen unterdrückte einen Fluch. „Davon hat er nichts gesagt. Wie sollen wir da einen kräftigen Stoß wider das polnische Lager führen!“

„Es ist auch noch eine Brücke da, an der Stelle, wo der Fluß aus dem See entspringt.“

„Meint Ihr im Ernst, daß die noch steht? Wir müssen einen anderen Weg suchen.“

Vorne schmetterten Trompeten. Das Knallen von Hakenbüchsen krachte herüber. Polnische Reiter griffen den Vortrab an. Der Obrist rief dem Hauptmann nur noch zu, gut auf den Führer zu achten, und stürmte in das Gefecht. Die Polen wurden leicht geworfen, aber nun war die Siegessicherheit der Danziger Truppen allzu groß geworden. Sie schwenkten nicht ab, sondern dachten nur an Verfolgung und leichten Sieg.

Plötzlich stockte alles, und ein Wutschrei ertönte: Die Brücke war abgebrochen. Nur die Balken ragten aus dem graubraunen Wasser.

Auf den Höhen über dem blauen See waren die Feldzeichen der Polen zu erblicken. Der Obrist erkannte die Gefahr: Sie waren in eine Falle geraten. Aber an einen Rückzug war nicht mehr zu denken. Nur schnellstes Handeln konnte noch Rettung bringen. In jagender Hast wurde unter dem Kugelregen des Feindes die Brücke wieder hergestellt, eine eilige Verschanzung auf dem Damm aufgeworfen, ein großes Geschütz und zwei Fakonets darauf gepflanzt und strenger Befehl gegeben, daß außer den Soldaten niemand den Damm betreten solle.

Als die Hälfte der Truppen auf der anderen Flußseite war, brausten Kosaken, Ungarn, Tataren heran, schrille Schreie in die Lüfte gellend, den Kopf tief auf die langen zottigen Mähnen ihrer kleinen Pferde gesenkt. Sie wurden zurückgeworfen. Der polnische Feldherr Zborowski schickte Heiducken unter Lubelski zu Hilfe und zog die Fußtruppen heran. Ein wilder Kampf entbrannte.

Die Danziger Geschütze schossen zu hoch — wie sich später erwies, durch Verrat des Büchsenmeisters, der die neu eingeführten Richtschrauben entfernt hatte. Das große Geschütz wurde genommen, Mann gegen Mann wurde gekämpft.

Alle Tapferkeit nützte den Danzigern nichts. Längst konnten die Söldner von ihrer Pike keinen Gebrauch mehr machen. Auch die Radschlösse der Pistolen fanden keine Arbeit mehr. Säbel und Morgensterne rasselten auf Sturmhauben und Panzerärmel. Eine kurze Weile stand der Kampf. Der Obrist war mitten unter den Fechtenden, ermunterte und focht selber wie ein Landsknecht: es war ihm längst klar, daß er nicht mehr um den Sieg kämpfte, nur um die Ehre der Fahne, zu der er geschworen. Es galt jetzt nur noch, standzuhalten und den Feind zu ermüden, bis man einen geordneten Rückzug antreten konnte. Die Hakenschützen drängten sich nach Abgabe ihres Schusses gewandt durch die Reihen hindurch, um von neuem zu laden. Dies wurde zum Verhängnis. Die Volksmenge, die die soldatischen Übungen nicht verstand, hielt das Zurückgehen für Flucht. Ein wildes Geschrei entstand im Rücken der Truppen, die verwirrt wurden und langsam auf den Damm zurückwichen. Hier hatten sich, entgegen dem Befehl, ordnungslose Haufen zusammengeballt, die die Verwirrung durch ihr Gedränge vermehrten und kopflos flüchteten. Jauchzend hieben die feindlichen Reiter in die wehrlose Masse ein. Die Flüchtigen sprangen in den See und ertranken. Andere schwammen zum Wald herüber. Die meisten wurden niedergemetzelt.

Die Truppen, durch die Volksmenge auseinander gerissen, hielten nicht mehr stand. Ein Geschützmeister, der sich nicht ergeben wollte,

legte die Lunte an ein Pulverfaß und sprengte sich und seine Angreifer in die Luft. Vergebens war der Heldentod Klaus Wettstädts, vergebens das Vorbild Köllens. Zuletzt war er allein auf dem Damm, auf schäumendem Pferd, umzingelt vom Feind.

Endlich gab auch er den Kampf auf. In großem Sprung ritt er in den See. Aber das verwundete Pferd ertrank. Köllen fühlte seinen Fuß vom Schlinggewächs des Wassers umstrickt. Da bekam er den Steigbügel eines Pferdes zu fassen, das dem Ufer zustrebte.

Darauf saß ein einfacher Reitknecht. Als er den Obristen erkannte, rief er ihm zu: „Nehmt meinen Gaul. Um Euch geht das Spiel." Er hob den Obristen aufs Pferd und sprang herab. Nie hat man den Namen des Treuen erfahren. —

*

Die Danziger, voran der Rat, waren in banger Sorge für den Ausgang des Zuges. Viele wollten in den Lüften das Klirren und Schießen vernommen haben, dazwischen gar jämmerliches Klagen und Winseln und Heulen. Bedrückt gingen die Bürger auf den Straßen. Die Schüler entliefen den Schulen und begaben sich auf den Bischofsberg, von wo sie den Schlachtenlärm hören zu können glaubten. Vergebens schwang Lehrer Martin den Bakel: Mächtiger als Rechenkünste und Virgil waren die Sorgen um die Ausgerittenen und das Verlangen nach Kundschaft.

Am Nachmittag des Schlachtentages schon sprengte auf abgehetztem Gaul mit verhängten Zügeln ein Reiter heran, der mit bei Liebschau gewesen war. Wie ein vom Wind getragenes Feuer verbreitete sich die Unglückskunde über die Stadt. Sofort vernahm der Rat den Boten. Aus dem abgehetzten, verängstigten Manne war nur weniges herauszubringen. Er hatte das Ende des Treffens nicht abgewartet, und konnte nur Wunderdinge von der polnischen Übermacht und von des Obristen Tapferkeit fliegenden Atems bekunden.

Endlich kam Köllen selber, in zerfetzten Kleidern, Wunden am Gesicht und am Leibe. Jetzt erst wurde das furchtbare Ausmaß der Niederlage deutlich. Außer sechs Fahnen waren sämtliche Geschütze, Wagen, Rüstungen, Waffen und Munition in den Händen der Feinde geblieben. Die einzelnen Soldatentrupps kamen dezimiert zurück, blut- und kotbespritzt. Von dem mitgelaufenen Volk kehrten nur wenige wieder. Tausende *) waren im See und Fluß ertrunken, oder wehrlos

*) Nach polnischer amtlicher Angabe wurden 4416 Danziger auf dem Schlachtfeld begraben, 1000 gefangen.

von den wilden Reitern niedergemetzelt werden. Ebensoviele mochten noch in den Wäldern umherirren, gehetzt und verfolgt.

Der Rat tagte Tag und Nacht. Die Gefahr war groß: Leicht konnten den zurückflutenden Massen die berittenen Verfolger in die Stadt nachströmen und in der allgemeinen Verwirrung die Stadt überrumpeln. Aber die Polen nützten ihren Sieg nicht aus. Sie feierten prunkvolle Siegesfeiern in Krakau und im preußischen Strasburg, wo der König residierte. Überschwengliche Berichte wurden in die Welt entsandt. Die polnischen Heerführer Jan Spytek und die andern bekamen königliche Belohnungen. Die Hofdichter verfaßten Heldengesänge. Aber gleichzeitig verärgerte man die Truppen durch Nichtzahlung ihres Soldes, und keiner raffte sich zu einem entscheidenden Entschluß auf.

Da verschwand die erste Niedergeschlagenheit in der Stadt wie der verspätete letzte Schnee, den ein nächtlicher Sturm über Giebel und Gassen ausgeschüttet.

Viel trug der Obrist dazu bei, den gesunkenen Mut wieder zu heben. Durch kräftige Reden und Anordnungen hob er die Manneszucht wieder. Alle Krieger wußten, daß er den leichtsinnigen Ausfall nicht gewollt, und daß er trotzdem Leib und Leben für die Sache der Stadt aufs Spiel gesetzt. Das vereinigte sie mit ihm fester denn je. Köllen war überall zu sehen, in den Quartieren, auf den Bastionen, am rechten Motlauufer, vor dem Milchkannentor, im Haus Weichselmünde an der See, am Karrenwall, am Hohen Tor, im Rathaus. Er schien Flügel zu haben. Sein lachendes trotziges Soldatengesicht beruhigte die Bürger mehr als die Dekrete des Rats. Langsam siegte das Vertrauen in die Kriegsleitung und die eigene Kraft.

Bald wurde beides auf die Probe gestellt. Zborowski, der rührigste der polnischen Magnaten, schickte eine Gesandtschaft nach Danzig. Nachdem die Stadt Geisel gestellt hatte, ritten zwölf polnische Herren unter Führung des Woiewoden von Kulm, Jan von Dzialin, in die Stadt ein. Sie waren stattlich gekleidet. Die Diamanten am Reiherbusch der Mützen flammten, die goldstrotzenden Schabraken blitzten. Siegesgewiß und übermütig streiften ihre Blicke über die Menge, die die Straße einsäumte.

Aber kein Zuruf ertönte, kein Willkommengruß wagte sich hervor, als sie zum Rathaus zogen. Die Ratsherren saßen mit verschlossenen, undurchdringlichen Gesichtern da, indes der Gesandte das Schreiben des polnischen Königs erst lateinisch, dann deutsch vorlas. Alle hörten schweigend zu, bis er an die Stelle kam: „Die Stadt solle sich mehr auf die königliche Gnade verlassen denn auf ihre Mauern und auf einen kleinen Haufen untüchtiger Landsknechte.“

Da sprang Obrist Köllen auf, daß der Degen klirrte. Seine Narben glühten und seine Stimme war heiser vor Erregung, als er sich dagegen verwahrte. „Ich habe mit manchem guten Mann unter mir, Fürsten, Herren und Königen gedient, und niemand hat sich bis heute vermessen, mich einen untüchtigen Kriegsmann zu schelten. Was die Schlacht am Liebschauschen See anbelangt, ist sie durch Verräterei, nicht durch ehrlichen Kampf verloren gegangen. Aber ich bin schon öfter dabei gewesen, wo ein Treffen verloren ging, und war auch wiederum dabei, wenn die Scharte ausgewetzt ward."

Das war ungewohnte Sprache für den Woiewoden. Er geriet in Verwirrung, hüstelte und murmelte etwas von mangelhafter Übersetzung des lateinischen Textes, die er bedauere.

Köllens mannhafter Einspruch hatte — das fühlte jeder im Saal — das diplomatische Gespinst jäh zerrissen, noch ehe es recht ausgeworfen war. Ein hörbares Aufatmen ging durch den Raum.

Der Bürgermeister antwortete ruhig und kühl und schloß: „Was die Schmähungen gegen uns anlangt, bittet ein Ehrbarer Rat sie zu widerrufen. Denn um dessetwillen, daß die Danziger Bestätigung ihrer Privilegien und Freiheit begehren, können sie nicht als meineidig und rebellisch geachtet werden, und weil sie dasjenige verteidigen, was ihre Eltern und Großeltern mit Gut und Blut erworben haben, kann man sie nicht schändlich und lästerlich heißen."

Der polnische Gesandte sah wohl ein, daß alles vergeblich sei. Er blickte im Saal umher, fand aber keine Aufmunterung. Diese finsteren, verschlossenen Mienen sagten nichts Gutes. Am Ende hatte sein königlicher Herr doch den Trotz dieser Deutschen unterschätzt.

Er erhob sich und bat, die königliche Schrift auf öffentlichem Markte vorlesen zu dürfen. Der Bürgermeister bewilligte es lächelnd. Er konnte sich darauf verlassen, daß das Rattenfängerlied keine Maus einfing.

Ein städtischer Trompeter gab das Signal, und der Woiewode las die Schrift der angesammelten Menge vom Balkon aus vor und warf sie dann hinunter. Ein dumpfes Gelächter klang jedesmal von unten herauf, wenn ein deutscher Sprachfehler bemerkt wurde. Es war die deutlichste Antwort. Am Abend zog die polnische Gesandtschaft unverrichteter Dinge ab.

Im Rat entrollte der Stadtbaumeister Hans Kramer, der alle seine künstlerischen Pläne in die Truhe gelegt hatte, lange Pergamente voller Zeichnungen und Namen. Es waren die Befestigungen der Stadt, die er entworfen und deren Arbeit er geleitet hatte. Hans Kramer war, wie alle Architekten seiner Zeit — wie der vor kurzem

verstorbene große Michel Angelo in Florenz selber — auch kundig in Festungsbauten. Der Bürgermeister dankte ihm für seine Umsicht und Mühewaltung.

„Ist jemand unter uns, den es leichtsinnig dünkt, sich auf die Verteidigung der Stadt zu verlassen?" fragte er dann.

Ratsherr Lukas Blumenstein, bekannt als ein Querkopf, erhob sich. „Das Wort Herrn Kramers in Ehren, aber die Unterwerfung unter den gnädigen Willen des Königs dünkt mich sicherer als alle Erdwerke, Bastionen und Batterien."

„Es riecht übel nach Verrat," rief Ratsherr Ehlers und schnupperte mit seiner knolligen Nase, als wittere er etwas.

„Wer wagt es, mich zu verdächtigen?" fragte Blumenstein, dem die Röte in das Gesicht schoß.

„Ihr solltet Euch zum mindesten eines weiteren Umgangs mit Kaspar Göbel enthalten," rief Ratsherr Giese.

„Es ist Euer Münzmeister," warf Blumenstein ein. „Ich habe ihn nicht in sein Amt gesetzt."

„Er ist ein unruhiger Mann und hält seinen Mantel nach dem Winde," meinte der Bürgermeister, ehe andere antworten konnten. „Ich aber achte das Wort der Schrift, das die Heißen oder die Kalten will, aber das Laue ausspeit aus dem Munde."

Stürmischer Beifall zeigte, wie sehr er ins Schwarze getroffen. Lukas Blumenstein zuckte mit den Achseln und hüllte sich in Schweigen. Er trat nicht mehr aus seiner Zurückhaltung heraus und widersprach keinem Antrag, von welcher Seite er immer kam. Erst als die Vereidigung aller Bürger und Gewerke, die draußen versammelt waren, gefordert wurde, fragte er: „Die Würfel sind also gefallen? Ihr wollt eine Stadt, verloren und verlassen von aller Welt, allein einem mächtigen König gegenübertreten lassen? Prüfet euch wohl!"

Einen Augenblick saßen alle betroffen da. Die Schwere der Verantwortung lastete trotz alledem auf ihnen. Da erhob sich Ratsherr Giese. „Ja, wir wollen es. Und wir wollen es vor Gott und dem Gewissen verantworten. Wessen wir uns von der polnischen Gnade zu versehen haben, wissen wir allesamt: Es ist die Gnade des Wolfs gegen das Lamm, das seinen Kopf in seinen Rachen steckt. Denkt, wie Polen Anno 69 ohne einen Schein des Rechts die preußischen Lande an sich riß! Sie zerfallen und zerbröckeln seither. Denkt an die Demütigung, die unsere Abgesandten damals auf dem polnischen Reichstag über sich ergehen lassen mußten. Denkt aber auch an jenen Wintertag, wo halb Danzig den befreiten Abgesandten huldigend entgegenzog und wie es

uns gelang, unsere Freiheiten gegen allen Übermut der Gegner zu verteidigen." Er atmete tief auf, ehe er weitersprach: „Das Spiel, das der vorige König gespielt, wird jetzt von Stephan Bathory wiederholt. Ihr alle kennt seine Bedingungen: Die Niederreißung der Wälle, die Übergabe unserer Festung Weichselmünde, hunderttausend Gulden und das schwere Geschütz. Wir haben mit einer Beschwerdeschrift geantwortet und fordern Freiheit unseres Glaubens und Bestätigung unserer Rechte nach wie vor. Wiederum sind unsere Abgesandten unter Wortbruch in schmähliches Gefängnis gesetzt worden. Man hält sie gleich Verbrechern."

Ein Schrei des Zorns und der Empörung unterbrach ihn. Er mußte eine Weile warten, ehe er schloß: „Duckt euch nicht unter das polnische Joch! Setzt euch zur Wehr. Vergeßt nicht, daß jeder das Recht zur Notwehr hat, der Ochs seine Hörner zum Stoßen, das Kind in der Wiege seine Nägel zum Kratzen." *) Beifall umbrandete ihn. Er konnte nicht weiter sprechen.

Der Bürgermeister nützte die Stimmung klug aus. „Wir sind also einig, daß wir die Bürgerschaft vereidigen. Sie sollen alle hart und einig werden und aus dem Vergangenen lernen, statt ihm nachzutrauern." Alle stimmten zu. Nur Lukas Blumenstein schwieg.

Er erhob sich, verließ die Versammlung und ging langsam die Treppe herunter. Die Volksmenge draußen nahm eine drohende Miene gegen ihn ein und gab nur widerspenstig Raum.

In der Kürschnergasse stieß er auf Kaspar Göbel. Er wollte ausbiegen. Aber der Münzmeister drängte sich mit vertraulichem Lächeln an ihn heran. „Die Gewerke sind unruhig, gestrenger Herr. Sie begehren zu wissen, woran sie sind, ob sie polnisch werden oder gut deutsch bleiben." Und nach einem prüfenden Umblick setzte er halblaut hinzu: „Ich habe gute Arbeit getan. Ihr könnt mit mir zufrieden sein."

Dem Ratsherrn war es anzumerken, daß ihm die Unterhaltung mit dem verdächtigen Mann nicht angenehm war. „Ich habe keine Zeit," sagte er mit abwehrender Geste.

Ein ärgerliches Zucken ging über des Abgewiesenen Gesicht. „Aber Ihr werdet doch noch so viel Zeit haben," sagte er mit erhobener Stimme, so daß es die Umstehenden hören konnten, „den Schwur anzuhören, der in dieser Stunde der Bürgerschaft abgenommen wird. Man möchte es Euch sonst übel deuten."

Es blieb Lukas Blumenstein nichts übrig, als zum Artushof umzukehren, wo ein Ratsbote den Eid verlas.

*) Historische Wendung aus einem Danziger Ratsdekret der Zeit.

Weithin über die lauschende Menge, die entblößten Kopfes dastand, tönten die feierlichen Worte des Eides: „Ich schwöre, daß ich treu und gehorsam sein will und für die Freiheiten, Privilegien, Gerechtsame dieser guten Stadt Leib, Leben, Gut, Ehr und Blut treulich dransetzen will, solange mir Gott Leib und Leben verleihen wird.“

Die ganze Menge hob die Schwurfinger gen Himmel, die Schlußworte mitsprechend. Das Feierliche des Augenblicks wurde noch betont durch die Glocken, die eben die volle Stunde anzeigten und ihre mächtigen Melodien über den Platz ergossen...

Die gleichen Glockentöne, die auf dem Langen Markt dem Eid des Volkes die Weihe gaben, begrüßten am Hohen Tore die einreitenden Puttkamerschen Reiter.

Sie überantworteten den gefangenen Jürgen der Wache. „Ein Verdächtiger. Man hat polnische Briefe bei ihm gefunden. Müßt sehen, ob er sich zu reinigen vermag,“ sagte der Führer.

Er sah nicht unwillig zu dem Gefangenen, dessen aufrechte Haltung ihm längst Achtung eingeflößt hatte. Als die Wache Hand an Jürgen legte, setzte er in einer Aufwallung von Mitgefühl hinzu: „Vielleicht ist es für ihn am besten, wir nehmen ihn mit zum Rat, wo er sich verteidigen mag. So er ein gutes Gewissen hat, wird er dort am schnellsten ein freier Mann.“

Alle blickten erwartungsvoll auf Jürgen. Der aber war eine Beute wilden inneren Zwiespalts. Der Weg, den der Reiterführer wies, war der beste. Es würde ihm ein leichtes sein, seine Unschuld dort zu erweisen. Aber dann dachte er an seinen Vater, und heiße Scham überwältigte ihn, so vor ihn treten zu müssen ... zum erstenmal nach so viel Jahren ...

Nein, lieber in Schmach und Kerker, als diese Stunde der Schande zu erleben.

„Wollt Ihr also mit uns zum Rat?“ drängte der Reiterführer. „Wir haben nicht viel Zeit zu verlieren. Wir sind hungrig und durstig, und unsere Gäule auch. Gebt Bescheid, Mann.“

„Nein,“ sagte Jürgen, „übergebt mich der Wache.“

„Höre ich recht? Also weiter! Wir wollen uns nicht länger bei einem offenbaren Schelmen aufhalten.“

Jürgen zuckte zusammen bei der Kränkung. Fast wäre er den Davonreitenden nachgestürzt. Aber er zwang die Erregung nieder und folgte der Wache, die ihn auf Umwegen durch die Nebenstraßen der Stadt zum Gewahrsam brachte.

Im Kerker — Polen vor Danzig

Es waren bittere Tage und Wochen für Jürgen. Er saß in einem kleinen Gemach zu ebener Erde, das sein Licht durch das vergitterte Fenster hoch oben an der Außenwand empfing. Wenn er den Tisch an das Fenster schob, darauf kletterte und sich an den Eisenstäben emporhob, sah er graue düstere Häuserwände vor sich, oben ein winziges Stück blauen Himmels und die herabhängenden Zweige eines Lindenbaums, mit zartem erstem Grün geschmückt, dessen Anblick ihn wundersam tröstete.

Am ersten Tage trat der Kerkermeister mit einem Abgesandten des Rats zu ihm. Jürgen blickte entsetzt auf. Am meisten peinigte ihn die Furcht, daß einer zu ihm in die Zelle trete, der ihn kannte.

Es war aber nur ein kurzsichtiger Schreiber, der die üblichen Fragen heruntemäselte und mit einem Achselzucken davonging.

Nach drei Tagen kam er wieder. Er war nicht mehr so gleichgültig wie beim erstenmal, und fragte Jürgen erregt, wo er die Briefe her habe?

„Ich habe es schon einmal gesagt: Der flüchtige polnische Reiter ließ sie fallen und ich nahm sie auf.“

„Es sind wichtige Botschaften, die uns fürtrefflich über die Kriegsstärke und Anschläge des Feindes unterrichten. Und ein ehrbarer Rat ist wohl bereit, dich freizugeben, so du nur sagst, wessen Eltern Kind du bist und wo du herkommst. Er ist sogar nicht abgeneigt, dich mit Kleidung und Rüstung zu versehen, so du einem Fähnlein beitreten magst. Ansonsten müssen wir dich verwahren, auf daß du nicht dennoch Botschaft hinaustragest.“

In Jürgens Brust tobte ein Kampf: Hie Freiheit und Ehre, aber Preisgabe seines Namens — hie schwerer schwarzer Verdacht. Gab es da eigentlich noch eine Wahl?

Schon erhob er den Kopf, um sich zu erkennen zu geben. Aber dann sah er seinen Vater vor sich, und wilde Scham würgte ihn, also daß er kein Wort hervorstoßen konnte. Er senkte das Haupt und winkte nur heftig mit der Hand ab.

Verwundert blickte der Stadtschreiber auf den Kerkermeister. Der winkte ihm achselzuckend, und beide traten hinaus. Die Zelle wurde verschlossen.

„Muß ein schwer Verbrechen auf ihm lasten,“ sagte der Stadtschreiber. „Anders würde er seinen Namen gar wohl nennen und des Kerkers verlustig werden.“

„Ich glaube es nicht, Herr," antwortete der Kerkermeister kopfschüttelnd. „Habe schon viele Gefangene unter Händen gehabt, feine und grobe, zierliche und ungeschlachte, Betrüger und Räuber, Wucherer und Totschläger. Aber sie hatten alle den Stempel auf der Stirn. Vermeine, daß diesen da etwas anderes drückt und beschwert. Er trägt den Stempel nicht, glaubt mir."

Aber der Stadtschreiber fuhr ihn ärgerlich an, und seine kurzsichtigen Augen zwinkerten heftig. „Geht mir mit Eurer Erfahrung, welches die Erfahrung eines ungebildeten Menschen ist. Glaubt meiner Erfahrung, die auf dem Studium aller antiken und neuen Schriften beruht. Daß er kein Spion ist, glaube ich auch. Daß er ein Danziger Kind ist, verrät seine Aussprache. Aber wie sollte er, wenn er nicht anders etwas Böses ausgefressen hat, seinen ehrlichen Namen verschweigen, wo er doch weiß, daß Ruhm und Ehre dem erblüht, der solche wichtigen Skripta dem Rat der Stadt abliefert."

„Sind sie so wichtig?"

„Es sind nicht mehr und nicht minder denn die polnischen Aushebungslisten zum Krieg gegen unsere gute Stadt. Wir wissen die Zahl ihrer Rotten, ihrer Kosaken und Tataren und der Heiducken des Lubelski. Dazu kommen Anweisungen für den Obersten Weyer wider unsere Festung Weichselmünde. Ihr seht, guter Mann, es ist ein gar fetter Bissen, von dem einem das Maul schäumen könnte, so man ihn selber servieren dürfte."

Der Kerkermeister riß seine Augen groß auf. Der Stadtschreiber ging, zufrieden mit dem Eindruck, den er auf den anderen gemacht, mit gnädigem Grinsen davon.

Der Alte sah ihm eine Weile nach. „Und dennoch," sagte er leise vor sich hin, „der da drinnen trägt nicht den Stempel..."

Viele Wochen lag Jürgen im Kerker, ohne daß man ihn weiter verhörte. Die Sonne schien mit jedem Tage heller und freundlicher, und die Nächte wurden kürzer. Blütendüfte stahlen sich in die enge Zelle, wenn er das Fenster öffnete. Im Mondschein der warmen Nächte klang bisweilen Lautenlied und Sang.

Er hätte vermeinen können, die Stadt läge im tiefsten Frieden, wenn nicht Trommeln, Pfeifen und Trompeten bisweilen ihr Kriegslied angestimmt, wenn nicht das Waffenklirren vorübermarschierender Soldaten ihn eines Besseren belehrt hätten.

Tag um Tag fragte ihn der Kerkermeister um seinen Namen. Aber Jürgen verschwieg ihn.

Dann fuhr der Kerkermeister durch seinen fuchsroten dichten Voll-

bart und brummte Ärgerliches vor sich hin. Er meinte es aber gut mit seinem jungen Gefangenen und brachte ihm sogar bisweilen ein Krüglein Danziger Bieres, obschon er es nicht durfte.

Mehr denn sein eigenes Geschick quälte Jürgen der Gedanke an Bartel und die Sorge um das Ergehen der Stadt. Die Lautenlieder verstummten allmählich. Dumpfes Brausen erregter Volksmassen drang an sein Ohr, dazwischen Weinen und Schreien verzweifelter Frauen. Öfter als früher ritten und marschierten Bewaffnete klirrend durch seine Gasse. Keine Nacht verging, ohne daß der blutrote Schein von Fackeln an dem Fensterlein flammte. War Bartel dem Kriege zum Opfer gefallen? Was geschah in der Stadt?

Eines Tages faßte er sich ein Herz und fragte seinen Wärter, wie es um die Stadt stünde. Der Rotbart erzählte ihm von der Niederlage am Liebschauer See, und er brachte ihm ein fliegendes Blatt, das voller trauriger Einzelheiten war.

„Wäre ich nur früher gekommen," dachte Jürgen verzweifelt, „und mit ihnen gegangen, die dort gestorben sind. Vielleicht läge ich auch im See und alles wäre zu Ende." Aber dann sprach der Wärter von dem Trotz der Bürger, der den Nacken wieder steif und das Herz fest gemacht.

„Dem Herrn sei Dank! Dann geht die Stadt nicht unter. Nun habe ich nur noch einen Wunsch: Mitzukämpfen für ihre Glorie."

Der Kerkermeister sah ihn verwundert an. „Ei, wenn Ihr so gesonnen seid, eröffnet Euch doch. Vielleicht, daß man Euch allsobald die Türe aufmacht und Euch zu Ehren bringt." Er sprach aus ehrlichem Herzen heraus. Längst hatte er gemerkt, daß dieser da kein Unkraut aus dem Straßengraben war, sondern ein wertvoll Gewächs, das nur ausgerissen und in ein fremdes Erdreich verpflanzt war.

Aber Jürgen hielt seine Worte für Hohn und verstärkte sich in seinem Trotz.

Nur die Glocken mahnten ihn allstündlich mit ihrem ehernen, wohlbekannten Klang. Sie riefen und weckten alles auf, was er in sich verschließen wollte. Oft preßte er die Hände vor die Ohren, um sie nimmer zu hören. Aber es nützte ihn nichts. Ihre Worte waren laut, und das Echo, das sie in seiner Seele weckten, war noch viel lauter.

Er dachte an Flucht. Aber das Gitter und die schwere Türe spotteten seiner Kräfte. Und wo sollte er hin? Bei wem konnte er sich Rat holen?

Einmal zur Mittagsstunde, als die Glocken wieder ihr Lied sangen, dachte er an Meister Hieronymus Pilgrim, und allgemach begann das

Bild des alten Mannes lebendig zu werden. Wie hatte er den Freund seiner Kindheit nur so ganz und gar vergessen können! Ach, er lebte wohl längst nicht mehr. Eines Tages fragte er seinen Wärter nach ihm.

„Er wohnt keine halbe Stunde von hier," antwortete der Rotbart. „Er spielt noch die Orgel, obschon er erblindet ist." Er dachte es recht diplomatisch anzufangen, als er fortfuhr: „Ich rufe ihn zu Euch, damit er Euch unterhalte. Er ist ein Mann von warmem Herzen und vermag keine Bitte abzuschlagen."

Aber Jürgen hatte ihn verstanden. Er gedachte auf diese Art hinter sein Geheimnis zu kommen. Abweisend schüttelte er den Kopf: „Er kennt mich nicht. Ich habe ihn nur einmal in meinen Kinderjahren spielen hören. Darum fragte ich Euch."

Der Rotbart ging hinaus, um ein Rätsel reicher. Und wäre Meister Pilgrim nicht blind gewesen, er hätte ihn heimlich hergeholt und ihm den Gefangenen gezeigt, daß er ihn erkenne.

Jürgens Einsamkeit wurde noch quälender. Denn nun war jemand in der Stadt, dem er sich anvertrauen konnte. Dem Blinden konnte er sich offenbaren. Ihm konnte er sich zeigen, ohne sein Erröten zu fürchten. Ihn konnte er um Rat fragen. Aber wie kam er aus dem Kerker heraus?

Eines Nachts um die dritte Stunde fuhr Jürgen aus seinem leichten Schlummer auf. Draußen auf der Gasse, dicht unter seinem Kerkerfenster sang eine gröhlende Stimme das Danziger Schiffsjungenlied von Schepper Hartwich, alle Zeilen bis zum Schluß, die in ruhigerem Ton gesungen wurden: „Hewwd de Diewel son Schepp gesehn?"

Anfangs glaubte Jürgen, es sei ein trunkener Matrose, der hier seinen Rausch ausbrüllte. Alsdann durchfuhr es ihn und riß ihn vom harten Lager empor, dem Fenster zu: Herrgott, das war ja Bartels Stimme!

Es gab gar keinen Zweifel. Keine Teufelei noch Hexerei hätte die Stimme so nachahmen können. Bartel, der Treue, lebte! Er war in Danzig und hatte ihn ausgekundschaftet!!

Im Nu stand er auf dem Tisch, riß das Fensterlein auf und hob sich an den Gitterstangen in die Höhe. Nach unten konnte er nicht sehen, da der Fensterrahmen schräg aufwärts geführt war. „Bartel, bist du's?"

„Gottlob, Ihr habt mich erkannt," klang es aus dem Dunkel zurück.

„Wie steht der Krieg?"

„Er steht wie ein roter Feuerschein am Himmel. Habt Ihr schon von Liebschau gehört?"

„Ja. Aber auch vom Treuschwur der Bürger. Alles. Alles!" Sie sprachen beide nur halblaut aus Furcht, vom Kerkermeister überrascht zu werden. Sie hatten sich beide so unendlich viel zu erzählen, daß Jürgen sich gar nicht der Ermüdung seiner Arme bewußt wurde.

Seine Augen sahen nur die Sterne am dunkeln Himmel. Trunken vor Freude hörte er die Stimme des unsichtbaren Genossen herauftönen. Sorge um ihn sprach aus jedem seiner Worte.

„Ich gebe viel darum, wenn ich deine Hand fassen könnte, Bartel."

„Ihr könnt es, sobald ihr Euern Namen sagen wollt," klang es von drunten zurück.

Ehe Jürgen antworten konnte, hörte er das Klirren von Sporen und sah den Widerschein von Fackeln auftauchen.

„Ich komme wieder," tönte es noch einmal herauf. „Achtet fortan auf den Habichtschrei!" Da entfernten sich die Schritte, und das Gerassel von Waffen überlärmte eine Weile alles andere. In dieser Nacht wartete Jürgen noch lange auf eine Wiederkehr des Freundes, aber vergebens. Ihm war allmählich sterbensweh zumute. Draußen war der Kampf entbrannt, in dem er sich bewähren konnte, und seine Jugendkraft zerbrach im Kerker. Zornig rüttelte er an dem schweren Schloß der Tür. Aber es zitterte nicht einmal bei seiner gewaltigen Anstrengung.

Nacht für Nacht kam jetzt Bartel. Fiebernd vor Aufregung wartete Jürgen auf den Habichtschrei, auf dem Tisch hockend, um nicht in Schlaf zu fallen und den Ruf zu überhören. Dann war er mit einem Sprung am Gitter.

Oft währten ihre Gespräche nur Minuten lang, und nicht immer konnte Jürgen den Grund der Störung erkennen. Dann bangte ihm, der Kerkermeister habe das Gespräch belauscht und sein Geheimnis erkundschaftet. Wenn Bartel später kam — die Glocken zeigten ihm ja jede Stunde an — überkam ihn die Furcht, Bartel sei selber eingekerkert wegen seiner Zwiesprach mit dem Gefangenen, und er sei nun ganz ohne Trost und Beistand. Wieder stand Bartel unten und rief seinen Gruß herauf. „Kann ich Euch nicht irgendwie helfen?"

„Bestich meinen Kerkermeister, so du kannst. Alles soll dir hundertfach wieder gegeben werden, wenn ich erst draußen bin."

„Er ist nicht für Geld oder Geldeswert zu kaufen. Habe es fürsichtig erprobt."

„Wie bist du darauf gekommen, mich hier zu finden?" fragte Jürgen.

„Das war nicht allzu schwer. Es hat sich bald herumgesprochen, daß

die pommerschen Reiter einen Gefangenen eingebracht, der wichtige Briefe der Polen bei sich hatte, und daß er sich weigere, seinen Namen zu nennen. Seid froh, daß Ihr in Gewahrsam sitzet. Das Volk ist nicht gut auf diesen Boten zu sprechen. Es hätte Euch leicht ergehen können wie jüngst einem Bäuerlein, das heimlich durchs neue Tor wollte, und vom Volk niedergeschlagen ward. Ich habe alle Gewahrsame abgelaufen, unter billigen Vorwänden, und mich endlich mit Eurem Wärter befreundet. Er zeigte mir das Gitter Eurer Zelle. Glaubt mir, er will Euch wohl."

„Also werde ich noch gar meines Kerkers froh werden," entgegnete Jürgen bitter. „Ich weiß nicht, ob es mir nicht lieber wäre, es wäre mir wie jenem Bäuerlein ergangen." Jürgen hörte nichts mehr von Bartel, und glitt vom Fenster nieder.

Fremde Stimmen erklangen in der Straße.

*

Unterdessen sammelte sich das Heer des polnischen Königs vor Danzig und besetzte den Bischofs- und Hagelsberg, die bequemen Einblick in die Stadt gewährten.

Zuerst kamen berittene Vortrupps, die sich nach einigen Scharmützeln mit den Danziger Vorposten dort oben festsetzten, dann Fußtruppen mit leichtem Feldgeschütz, die schwere Artillerie und zum Schluß, inmitten seiner Garde, der König selber. Es litt ihn nicht, die wichtige Belagerung einem Untergeordneten zu überlassen. Er selber wollte den Sieg und den Ruhm davontragen.

Aus Schanzen, Gräben und Bollwerk wurde hier eine stattliche Festung geschaffen. Hinter dem Reiterlager, das sich eine halbe Meile weit dehnte, hatten Händler und Krämer eine Budenstadt errichtet, die man großsprecherisch „Neudanzig" getauft hatte.

König Stephan Bathory stand in einfacher Kleidung inmitten seiner prächtig geschmückten Edlen, denen Diamanten an den gekrümmten Säbeln blitzten, deren verschnürte Mäntel mit kostbarem Pelzwerk versehen waren, und blickte auf die Fahnen und Standarten, die blitzenden Waffen und die schnaubenden Rosse der wilden Hilfsvölker. Drinnen aus dem Zelt drang heftiges Stimmengewirr. Dort saßen die Berater des Königs, die er zusammengerufen hatte. Unwillig die Stirn runzelnd, hörte der König die leidenschaftlich erregten Rufe aus dem Zelt. Seine Starosten verteilten da drinnen schon unter sich die Ämter und Würden der Stadt, ihre Reichtümer und ihre Paläste.

Abt Geschke aus Oliva nahte sich schmeichelnd. „Zu Euren Füßen

liegt das mächtigste Heer, das je ein polnischer König um sich geschart hat."

Der König antwortete achselzuckend, ohne ihn anzusehen: „Ja, und vor dem Heer liegt die festeste Stadt, die es im Osten Europas gibt."

„Sie wird beim ersten Schuß Eurer Batterien zusammenstürzen wie Jericho beim Klang der Posaunen."

„Es ist gut, daß Ihr nicht Euer Wort darauf gebt, Herr Abt," wehrte der König ab, „Ihr könntet leicht wortbrüchig werden. Aber nun kommt zur Beratung."

Ehrfurchtsvolles Schweigen unterbrach den heftigen Zank der polnischen Großen. Mit einem kurzen Gruß nahm der König in einem Sessel Platz und erteilte Zborowski das Wort.

Ehe der Feldherr, den die güldene Gnadenkette wegen seines Liebschauers Sieges zierte, sprechen konnte, schrie der Abt dazwischen: „Wozu stehen die Geschütze eigentlich da? Zum Zierat? Sind wir zum Maskenball und Feuerwerkerei hier oder zu kriegerischem Strafgericht? Schießen! Schießen!" Der kleine hitzige Mann, der seit einem Jahrzehnt am polnischen Hof gegen Danzig gewühlt hatte, war voller Gift und Galle über die Zerstörung seines Klosters. Sein Gesicht war krebsrot und seine Arme fuchtelten wie Windmühlenflügel in der Luft.

Einige Offiziere stimmten ihm zu. Andere schrien dagegen. Einen Augenblick sah es aus, als wollten sie sich vor den Augen des Königs an die Gurgel springen.

Zborowski sah wartend auf den König, der mit halbgeschlossenen Augen in den Sessel zurückgelehnt saß. War er krank? Oder ekelte ihn dieser ewige Streit nur an?

Der Abt wandte sich direkt an den König: „Habe ich nicht recht, Eure Majestät? Muß nicht Pech und Schwefel auf die rebellische Stadt niederregnen, wie weiland auf Sodom und Gomorra?"

Der König unterbrach ihn mit einer Handbewegung. „Schon gut," sagte er, mit deutlichem Widerwillen im Ton. „Wir wissen, daß Ihr schwer geschädigt seid, aber wir führen nicht Krieg des Klosters wegen, so sehr uns seine Zerstörung schmerzt, sondern um den Trotz dieser Bürger zu brechen und die Stadt als Demant unserer heiligen Krone einzufügen." Er wandte sich an Zborowski: „Sprecht!"

„Ich traue auf den inneren Zwist dieser Deutschen," sagte dieser und ließ seine Finger durch die güldene Gnadenkette gleiten. „Ich habe Anhänger gewonnen, die mich über die Stimmung dort unterrichten. Ich glaube, es bedarf nicht der Beschießung. Man zerstört nicht, was einem gehört. Es wäre schade, die reiche Stadt zusammenzuschießen,

deren Paläste und Speicher dem getreuen Adel seiner Majestät und den tapferen Truppen wertvoller sein können. Man zerschlägt nicht mutwillig das, was einem früher oder später in die Hände kommen muß. Nur im Notfall sollen die Kanonen sprechen. Aber dieser Notfall tritt nicht ein, so wahr ich Zborowski heiße," schloß er.

„Alsdann empfiehlt es sich für Euch, einen andern Namen anzunehmen," schrie der Reiterführer Kazanowski über den Tisch, mit dem krummen Säbel aufstoßend. „Ehe sie nicht fühlen, werden sie nicht hören."

Ein wildes Stimmengewirr erhob sich. Aus halbgeschlossenen Lidern blickte der König von einem zum andern, ohne ein Zeichen der Zustimmung zu geben. Seine Gedanken waren ganz wo anders. Er hatte große Pläne, die weit über den Horizont seiner Schlachzizen und gar dieses keifenden Kirchenmannes gingen.

Sein Traum war, das große Ostreich zu gründen. Rußland war zerklüftet und konnte leichte Beute werden. Litauen und das Herzogtum Preußen würden, wenn Rußland fiel, leicht von ihm zertreten werden. Dann kam Pommern heran. Was stand im Wege, sein Reich von der Oder bis nach Nowgorod zu errichten und eine Weltmacht zu schaffen, die entscheidend mitsprach in der Geschichte der Christenheit? Nun hielt ihn diese eine Stadt auf, die er anfangs gar nicht beachtet hatte. Sie war der Stein auf dem Wege. Aber bei Gott und der heiligen Mutter von Krakau, er würde den Stein wegräumen, und wenn er ihn in die Ostsee schleudern sollte!

„Eure Ratschläge waren nicht allezeit die besten," unterbrach er plötzlich den noch immer eifernden Abt. „War es nicht Euer Rat, den Bürgermeister Ferber gefangen zu setzen und so die Stadt ihres Kopfes zu berauben? Nun sehe ich, daß ihr gleich der Hydra immer mehr Köpfe nachwachsen."

„Ihr werdet der Herkules sein, der die Hydra köpft," schmeichelte der Abt.

Stephan Bathory kräuselte unmutig die Lippen. „Wir sind nicht am Hof, nicht dazu da, Schmeicheleien zu wechseln, ob sie auch einem edlen Polen gut anstehen — wir sind im Feldlager und wollen sehen, wie wir mit dem störrischen Bürgerpack fertig werden. Ihr habt mich mit Eurem Rat ins Unrecht gesetzt. Nun stehe ich vor der ganzen Christenheit als Geleitbrecher und Friedensstörer da. Das war, dünkt mich. bisher Euer einziger Erfolg, Herr Abt."

Geschke neigte seinen Kopf in deutlichem Unwillen, wagte aber keine Widerrede, um die königliche Ungnade nicht heraufzubeschwören.

Der König strich hastig seinen Vollbart. „Wir haben Mannschaften und Geschütze genug zur Bezwingung der Stadt, ist es nicht so?"

„Wir haben auch noch die erbeuteten Geschütze von Liebschau," warf Zborowski gewandt ein, um seine Tat wieder in Erinnerung zu bringen.

Kazanowski zerstörte ihm die sichtliche Wirkung dieser Worte, als er einwarf: „Es wäre besser gewesen, wenn Ihr damals die Verwirrung benutzt hättet und auf Danzig losmarschiert wäret, statt auf Lorbeeren zu ruhen und Heldenlieder zu diktieren."

„Ich verbitte mir jegliche Belehrung," rief Zborowski, den seine Ruhe verließ. Ein heftiger Zwist entspann sich zwischen beiden, emsig geschürt von Geschke, der bald dem einen, bald dem andern recht gab.

Der König sah finster auf seine Ratgeber. Das waren die Besten seines Volks, ausgesucht und sorgsam gesiebt, die Blüte des Adels — da fragte er sich noch, weshalb es nie gelungen, aus diesem Polen ein Reich zu machen, das Achtung forderte? Keiner gönnte dem anderen einen Erfolg, keiner dachte an das Ganze. „Wir sind hier nicht im Reichstag," unterbrach er sie spöttisch. „Ich erwarte eure Pläne, ihr Herren."

Zborowski war für Verhandlungen, die geeignet seien, Gewerke und Rat zu entzweien und dann als Schützer des gemeinen Volkes einzuziehen und die Gewalt an sich zu reißen. Die übrigen waren für Beschießung und Aushungerung, andere für einen überraschenden Angriff, die übrigen rieten zu der neumodischen Erfindung der Brandkugeln.

Endlich entschied der König. „Warum das eine tun und das andere lassen? Tun wir beides! Verhandeln wir und schießen wir! Und am Ende wollen wir sehen, welcherlei Kugeln bessere Wirkung ergeben, die papierenen oder die eisernen."

Beifall stürmte zur Zeltdecke empor. Die Offiziere rissen die Säbel heraus und stimmten in ein brausendes Hoch auf den König ein.

„Gemach, ihr Herren," beschwichtigte Stephan Bathory. „Es ist da noch eine Kleinigkeit. Danzig hat zwei Schlüssel. Der eine liegt hier irgendwo in den Wällen, am Hohen Tor oder sonstwo, wo wir ihn uns holen wollen. Der andere ist die Festung Weichselmünde, die den Danzigern die Zufuhr zur See sichert."

„Wir werden uns auch ihn holen," riefen die Offiziere.

„Sicherlich. Unser getreuer Obrist Weyer sitzt in diesem Augenblick mit Halb- und Quartierschlangen und tausend Fußsoldaten der Festung gegenüber, um sie zu bewältigen. Gottlob hat er uns schon gute Erfolge zu vermelden. Er wird den Schlüssel bald haben. Und haben wir ihn,

dann haben wir auch die ausgehungerte Stadt." Seine Augen blitzten und er ballte die Fäuste zusammen, als zerdrückte er darin die widerspenstige Stadt mit all ihren Deutschen.

Der Unterkanzler trat zum König und tuschelte ihm etwas ins Ohr.

„Mir wird eben vermeldet," begann der König wieder, „daß mein liebwerter Vetter, der König von Dänemark, im Bund mit der Hansa von Lübeck aus eine Flotte in See stechen ließ, um Weichselmünde zu schützen und die Zufuhr Danzigs zu sichern. Wir müssen uns also beeilen, ihr Herren, denn — wie die Deutschen sagen — wer zuerst kommt, mahlt zuerst!" Er erteilte noch einige Befehle und hob dann die Beratung auf.

In tiefer Ehrfurcht verabschiedeten sich die Großen von ihm. Seufzend folgte ihnen der König bis zur Zelttüre. Dort blieb er stehen und blickte auf das Bild zu seinen Füßen.

Wie auf einem Spielbrett aufgestellt, lag in der klaren Sommerluft die heißbegehrte Stadt, gleichsam ein Spielzeug für königliche Hände, zum Greifen nah und doch so unerreichbar. In den grünen Wällen war sie eingebettet wie ein köstliches Bild in seinem Rahmen. Alle Türme waren deutlich zu erkennen. Aus den Straßen hoben sich die größeren Privathäuser empor, wie das Englische Haus. Trotzig drohten die mit Kanonen gespickten Bastionen herüber. Reges Leben herrschte auf den Wallgängen. Man sah Waffen blitzen, und bisweilen klang dumpfer Trommelwirbel und manch helles Trompetensignal herüber.

Zwischen der Stadt und dem polnischen Lager herrschte Verwüstung. Die Vorstädte der Stadt, Schidlitz, Stolzenberg, Zigankenberg waren von den Städtern selbst abgebrannt, damit die Feinde sich dort nicht festsetzen konnten. Sogar das vor der Stadt gelegene Hospital war abgerissen, die Obstgärten dort niedergeschlagen worden. Die Städter setzten sich also fest zur Wehre und es sah nicht darnach aus, als ob Zborowski geheime Verhandlungen und Aufruhrversuche viel nützen würden.

Der Führer der Artillerie näherte sich dem König. „Wann soll mit der Beschießung begonnen werden, Ew. Majestät?"

Zornig fuhr ihn der König an. „Sogleich," schrie er. „Sogleich. Denkt Ihr, ich habe Zeit zu verlieren? Und schonet nichts. Nehmt als Richtpunkt den Marienturm und vergeßt nicht, daß die Pulvervorräte der Stadt am Hohen Tor lagern. An dem Tage, wo sie auffliegen und uns Bresche schaffen, ist Euch die goldene Kette gewiß."

Über ihm flatterte die Standarte mit dem weißen Adler im Winde. Lächelnd blickt Stephan Bathory empor. „Er spreizt die Flügel. Bald

wird er seine Fänge in die Stadt eintreiben und auf dem Ratsturm horsten."

Wie als Bestätigung seiner Gedanken lösten sich eben die ersten Schüsse, langsam dahinrollend.

„Sie muß mein werden," sagte der König, mit den Zähnen knirschend. Schöne Zukunftsbilder entrollten sich ihm. Wenn Danzig gefallen war — und das konnte nur eine Frage von Tagen sein, — dann mußte das ganze preußische Land nicht nur dem Namen nach, nein auch im Wesen polnisch gemacht werden. Die Dokumente waren von seinen Geheimschreibern schon längst verfaßt und lagen in versiegelten Truhen der geheimen Archive von Warschau und Krakau. Ein ganzes Netz polnischer Verordnungen und Gesetze würde sich dann über das Land legen, alles Deutschtum erstickend. Danzig war das letzte Bollwerk deutschen Wesens gegen die polnische Hochflut.

Sehnsüchtig verfolgte der König den Flug der Kugeln. Er lachte hell auf, wenn er einen Treffer zu sehen vermeinte, und runzelte zornig die Stirn, wenn die Kugeln zu weit oder zu früh niederfielen. Er rief seinen Adjutanten herbei und sandte ihn zu den Büchsenmeistern. „Sie sollten besser zielen," schrie er. „Die Kugeln sind nicht deshalb gegossen, um im Wallgraben oder in der Weichsel zu ersaufen. Sie sind für die Danziger Dickschädel bestimmt."

Die Geschütze schossen eifriger. Aber es war offenbar, daß die Beschießung wenig Schaden tat. Stephan Bathory stampfte in ohnmächtigem Zorn den Boden. „Ich setze Preise aus für den, der den Ratsturm zuerst trifft. Mag er stürzen und die Rebellenleiber unter sich begraben. Tausend Gulden dem, dem es glückt!"

Die Geschützmeister arbeiteten, daß ihnen der Schweiß in Strömen vom Leibe rann. Aber die Geschütze wurden bald so heiß wie ihre Bediener, sie wurden glühend und drohten zu zerspringen. Da mußte man sie in Ruhe bringen.

Dichter Pulverdunst umwogte das Bild der Stadt. Aber der König sah sie noch immer allzu deutlich. Es schien ihm wie ein Hohn der Bürger da unten, die ihre Schätze zur Schau stellten, die er nicht ergreifen durfte. „Tantalus hatte nicht solche Qualen erlitten wie ich," dachte er und ging, da er den verhaßten Anblick nicht mehr ertragen konnte, ins Zelt zurück.

Die tartarischen Leibwächter, die bis dahin bewegungslos wie zu Stein erstarrt gestanden hatten, lockerten ihre Haltung und blickten einander an. Der eine zuckte die Achsel und der andere nickte zustimmend. Es war streng verboten, während der Wache am Königszelt ein Wort zu

sprechen. Aber sie verstanden einander auch so. Sie meinten beide das gleiche: auf diese Art können wir bis zum jüngsten Tage hier liegen, und mit der versprochenen Plünderung in den gefüllten Häusern und Speichern da unten würde es sobald nichts....

*

Und Nacht für Nacht kam Bartel vor den Kerker Jürgens.

Einmal brachte er besondere Kunde: „Euren Vater habe ich gesehen. Aber ich getraute mich nicht, von Euch zu erzählen, eh' Ihr es mir nicht erlaubt."

„Um Christi willen!"

„Wohin wollt Ihr alsdann, so Ihr freikommt? Alle Tore sind fest verwahrt, Ihr müßtet denn Flügel bekommen haben inzwischen."

„Ich will ja auch nicht entfliehen. Ich will ja kämpfen wie ihr alle. Bin ich denn schlechter wie ihr alle?"

Ein knurriges Räuspern drang herauf. „Muß nochmals von Eurem Vater beginnen — Ihr wißt, daß ich jetzt in einer alten Werkstatt Geschütze gieße wie einst Glocken. Kam nun gestern Euer Vater, abgesandt vom Rat zur Prüfung. Ist noch ungebeugt, trotz des stark ergrauten Barts. Sah mich blitzend an unter seinen buschigen Brauen, also daß ich schier erschrak. „Bist du nicht damals mit Jochim Brand auf dem ‚Juniperus' nach dem indischen Land gefahren?" fragte er mich jählings. Ich dachte, der Schlag rührte mich. Aber an Verstecken und Verschweigen war nicht zu denken."

„Was sagtest du?" fragte Jürgen atemlos.

„Ich bejahte kurz und wartete weiterer Fragen nach Euch. Er druckste noch eine Weile herum und sah mich durch und durch an, als wollte er Herz und Eingeweide prüfen. Und merkte man ihm wohl an, daß ihm eine Frage auf Seele und Zunge brannte."

„Aber er fragte nicht?"

„Kennt Euern Vater schlecht. Glaube, er hätte sich eher die Zunge abgebissen, denn seine Schwäche einzugestehen. Er bekam nur einen roten Kopf und ging hinaus aus der Werkstatt, ohne Meister und Gesellen noch eines Blickes zu würdigen. Verwunderten sich alle. Denn er ist so freundlich und oft gar zu Späßen aufgelegt."

„Du siehst, er will von mir nichts hören."

„Vermeine es anders, muß nun aber fort. Gehabt Euch wohl." Und fort war er.

Tief aufgewühlt bis auf seines Herzens Grund, sank Jürgen auf sein Lager. Bartels Worte hatten ihm den Vater schier leibhaftig vor das

Auge gestellt. Brennende Sehnsucht überkam ihn, zu ihm zu eilen und zu seinen Füßen zu knien, Verzeihung erbettelnd. Eine kurze Strecke Weges war es nur, und doch so schwer zu gehen...

Wenn seine Hände über sein zerrissenes Wams fuhren, ergriff ihn heiße Scham, und der alte Trotz, kaum gebrochen, gewann wieder die Oberhand: erst will ich mich erweisen und dann stolz und hocherhobenen Kopfes vor ihn hintreten — als Mann zu Mann will ich mit ihm sprechen und lieber als Lehrling in einer Zunft ein neues Leben beginnen, denn das Erbe eines Vaters annehmen, der mich im Grunde vielleicht verachtet.

Unerträglicher als vorher wurde Jürgen von dieser Stunde an die Kerkerhaft. Immer unruhiger durchmaßen seine hastigen Schritte den engen Raum, immer wilder pochte sein Herz an die Rippen.

Ruhe überkam ihn nur, wenn die Glocken zu spielen begannen und mit ihrer gewaltigen Tonflut den ganzen Raum zwischen Himmel und Erde zu füllen schienen. Dann legte er seinen Kopf an die harte Mauer und schloß die Augen in Träumen von Glück und Versöhnung, die ihn auf Augenblicke aus seiner Trübsal emporhoben. Dann glaubte er eine leichte Hand auf seinem Haar zu fühlen, die wie die Hand einer Mutter war, und er glaubte, das freundliche Greisengesicht Meister Pilgrims lächeln zu sehen...

Um so schlimmer war dann das Erwachen. Es bedurfte aller seiner Selbstbeherrschung, um nicht dem Kerkermeister das Schlüsselbund zu entreißen, ihn niederzuschlagen und in die Freiheit zu stürmen. Ach, solcherlei Freiheit würde gar kurzatmig sein. Er würde heimatloser sein als jetzt in seinem Kerker.

Die Nächte wurden wärmer. Die Lindenzweige, die er von seinem Fenster aus sah, waren längst grün. Vogelgezwitscher klang herüber. Die Freiheit warf verlockenden Glanz in die düstere Zelle und winkte verführerisch.

Jürgens Wangen wurden blaß und schmal. Das Essen schob er, kaum berührt, dem Wärter wieder zu, der ihn bekümmert betrachtete. „Eßt nur," sagte der Rotbart, „ist ein kräftiges Müslein, so meine Frau nicht besser für mich kocht. Ihr seid noch jung und viel zu schade zum absterben."

„Wer sagt Euch, daß ich nicht sterben will?" fuhr Jürgen auf.

„Ei, dazu ist immer noch Zeit. Wenn man freilich Euer Gesicht sieht, das wie sieben Tage Regenwetter ist, sollte man glauben, ihr ruft Gevatter Hein mit dem Zeigefinger herbei."

Jürgen nickte stumm und bejahend.

Der Kerkermeister nahm unschlüssig die Schüssel wieder auf. „Werdet schon noch anderen Sinnes werden. Wißt Ihr, was Ratsherr Giese zu sagen pflegt: Das ist bloß Übergang, sagte der Fuchs und zog dem Hasen das Fell über die Ohren.“ Er hielt sich den Bauch vor Lachen.

Jürgen drückte die Hände vor das Gesicht, als der Name seines Vaters an sein Ohr klang. War es eine Versuchung? Mißtrauisch blinzelte er zu dem Rotbart herüber. Aber der lachte so selbstvergessen, daß sein Mißtrauen schwand.

Ein dunkles Grollen tönte herüber, verstärkte sich und verebbte.

„Was war das? Gewitter beim blauen Himmel?“

„Gefehlt. Unsere groben Geschütze begrüßen König Stephan, der seine Fahnen auf dem Bischofsberg aufgepflanzt. Also Ihr wollt nicht essen?“

„Laßt die Schüssel immerhin da.“

Befriedigt nickte der Wärter. Sein Gefangener schien wieder zu Vernunft zu kommen.

Heißhungrig stürzte sich Jürgen über das Essen her, noch ehe der Schlüssel im Schloß sich quarrend und quietschend umgedreht. Er mußte sich bei Kräften erhalten für die Stunde der Befreiung, da er mit den anderen mitkämpfen konnte. Noch in dieser Nacht wollte er mit Bartel sprechen. Der würde schon einen Weg finden, und im übrigen wollte er Gott die Gnade geben.

Endlich, endlich, nach langem peinigendem Warten erklang der Habichtschrei.

Noch vor dem Gruß rief er herunter: „Ich muß hier hinaus, Bartel. Und so du nicht willst, daß ich die Mauern mit meinem Kopf einrennen soll, verhilf mir dazu!“

Ein behagliches Lachen klang empor. „Nun habe ich Euch am rechten Ende. Auf dies Wort habe ich geharrt all die Nächte hindurch und viel Sorge ausgestanden, daß dies Wort nimmer zur Zeit käme.“

„Vermagst du’s denn?“

„Etwas vermag der arme Bartel wohl: den Anfang. Das andere müßt Ihr schon besorgen. Ich habe ein kleines Werkzeug all die Nächte in der Tasche. Aber ich getraute mich nicht, es Euch aufzudrängen, ehe denn Ihr den rechten Willen hattet, es zu gebrauchen.“

„Gib es her. Wirf es durchs Fenster.“

„Erst sagt mir, wohin Ihr wollt!“

„Zu Meister Pilgrim zuerst und dann zu dir. Sage mir, wo ich dich finde.“

„In der Gießerei hinter der Trinitatiskirche. Und nun geht vom Fenster fort und gebt acht auf den eisernen Vogel, der jetzt in Euer Gemach fliegt und Euch wohl zu trösten vermag."

Jürgen sprang vom Tisch herunter und drückte sich in eine Ecke. Zweimal, dreimal hört er etwas gegen die Mauer anklatschen. Bartel hatte zu hoch oder kurz geworfen. Gleichzeitig vernahm er Schritte auf dem Gang und das wohlbekannte Brummen seines Wärters. Die Angst, daß Bartel das Ziel verfehle und von dem Kerkermeister gefaßt würde, ließ sein Herz bis zum Halse schlagen.

Da flog etwas durchs Fenster und schwappte schwer auf die Fließen auf. Jürgen unterdrückte ein Jauchzen.

Im gleichen Augenblick hörte er das äußere Tor in den Angeln gehen und den Rotbart fluchen. Hastende Schritte jagten stadtwärts.

Eilends ergriff Jürgen das kleine, in ein Stück Leinwand gewickelte Päckchen, in dem er die Umrisse einer Feile erspürte, und warf sich aufs Lager, die Decke über sich reißend.

Es war die höchste Zeit. Der Kerkermeister trat mit hocherhobener Laterne ein und sah mißtrauisch um sich. Als er den schnarchenden Jürgen auf der Pritsche erblickte, brummte er etwas von nächtlichem Gesindel und Trunkenbolden vor sich hin und zog sich zurück.

Noch nie hatte Jürgen das Knarren des Schlosses und die Musik des Schlüssels so wohlig empfunden wie jetzt. Am liebsten wäre er aufgesprungen, um sogleich mit dem Werk der Befreiung zu beginnen. Aber es war nicht tunlich, den Argwohn seines Wärters noch mehr zu reizen. So sorgte er nur für ein gutes Versteck der Feile, er befestigte sie an der Kordel, mit der die Leinwand umwickelt gewesen, und band sie sich um den Hals.

Auch den nächsten Vormittag über wagte er sich nicht an das gefährliche Werk. Das Gedröhne der Kanonen war stärker geworden und häufiger das Rasseln vorbeifahrender Geschütze und marschierender Soldaten.

Der Rotbart kam mit wichtigen Neuigkeiten von der Belagerung, die Jürgen strahlenden Auges anhörte. „Möchtet Ihr nicht dabei sein? Ist doch jammerschade, daß ein so junges Blut hier verfault, statt draußen in Harnisch und gewaffnet zu stehen."

Jürgen nickte. „Ihr habt recht," und er fühlte das kühle Eisen auf seiner heißen Brust.

„Ihr wißt den Weg," drängte der andere. „Sagt Euern Namen und Ihr seid frei. Denn Ihr seid kein Schelm. Das muß ich besser wissen."

„Bin auch keiner," sagte Jürgen lächelnd. „Und bald, so verspreche ich Euch in die Hand, sollt Ihr meinen Namen wissen."

Des Kerkermeisters Brust atmete tief auf, daß es klang wie das Geächz eines Blasebalgs. „Bei Tag oder Nacht dürft Ihr mich wecken, so Ihr zur Vernunft gekommen seid." Und er ging hinaus, bereit, einen guten Trunk zu tun.

Jürgen wußte, daß er nun Zeit hatte, und begann zu feilen. Es kostete unsägliche Mühe, die dicken Eisenstäbe zu durchdringen. Von Zeit zu Zeit unterbrachen näherkommende Schritte die Arbeit. Dann barg er die Eisenspäne sorgsam in das Leinwandstückchen und drückte die Stäbe wieder in die alte Lage.

In dieser Nacht erklang der Habichtschrei nicht, und Bartel kam nicht. Jürgen lag in halbwachem Schlaf. Er hörte des Kerkermeisters Schritte im Gang auf und ab gehen und lebte in banger Angst um den Freund.

Sein Wärter hatte verschlafene Augen, als er ihm die Morgensuppe brachte, gähnte herzhaft und ließ ihn bald in Ruhe.

Um die zehnte Abendstunde waren die Stäbe durchfeilt. Jürgen vermochte das Gitter so weit aus dem Mauerwerk herauszuheben, daß sein schlanker Körper wohl hindurch konnte.

Er wartete noch den Ausklang der Glocken ab. Dann schwang er sich behende wie eine Katze zum Fenster empor und zwängte sich hindurch. Seine Hände tasteten am Mauerwerk nach einem Halt. Endlich verspürte er auf halber Höhe eine Lücke in den Backsteinen. Sich fest darauf stützend, ließ er sich herabgleiten, um in jähem Schwung auf der Gasse zu stehen.

Tief atmete er auf. Wie köstlich war die Luft der Sommernacht! Nie hatte er sie so gespürt. Die Luft der Heimat, die er zum ersten Male wieder als freier Mann atmete, weitete seine Lungen und betäubte ihn fast stärker, als einst der verwirrende Duft der tropischen Urwaldblüten. Ihn schwindelte und er mußte alle Kraft zusammennehmen, ehe er sich von der Mauer, an die er sich gelehnt, loslösen und davoneilen konnte.

Anfangs wußte er nicht, wo er war. Bald erkannte er wohlvertraute Häuser und Beischläge wieder. Und plötzlich stand er vor dem Massenbau der Marienkirche, die die Straße abschloß.

Er drückte sich fest in eine Nische, da eben eine Scharwache die Straße durchzog. Sie bog in die Seitengasse ab, dem Langen Markt zu, ohne ihn bemerkt zu haben.

In leichten Sprüngen, von der Angst gejagt, noch kurz vor dem Ziel

Häschern oder Wachen in die Hände zu fallen, stürmte er weiter, seinem Ziele zu.

In der engen Korkenmachergasse wohnte Meister Hieronymus Pilgrim. Schwer klang der messingene Türklöppel in der Stille der Nacht. Aber Jürgen achtete es nicht: ihm schien sein Herz viel lauter zu hämmern und vernehmlicher, also, daß es alle Schläfer aufwecken mußte.

Eine alte verschlafene Magd öffnete die Türe handbreit und hätte sie beim Anblick des Fremden wieder zugeworfen, wenn Jürgen nicht geschwind den Fuß dazwischen gestellt hätte. „Ich muß den Meister sprechen. Sofort," keuchte er, heiser vor Aufregung.

„Wer seid Ihr?"

„Sagt ihm, Jürgen sei da. Dann wird er mich hineinbitten. Und wenn Ihr wollt, dann warte ich draußen auf der Schwelle."

Die Alte hob ihr Öllämpchen hoch und betrachtete mißtrauisch den späten Besuch. „Es gibt manchen Jürgen," murrte sie endlich. „Tretet aber immerhin ein. Nur laßt Euch sagen, daß hier im Hause keine Schätze zu finden sind, hier ist Schmalhans Küchenmeister und Habenichts der Schlüsselbewahrer."

Angstvoll wartete Jürgen, bis die Alte wieder herangeschlurrt kam und ihn auf eine angelehnte Türe wies.

Jürgen trat zaghaft ein. Das Zimmer war nur schwach von einer Pechfackel erhellt, die draußen vor dem Fenster brannte. Erst allmählich gewöhnten sich seine Augen an das Halbdunkel und umfaßten nun die Gestalt, die dort in einem tiefen Armsessel gebettet saß.

Stumm trat er auf den Alten zu.

„Jürgen Giese!" sagte da plötzlich eine milde ruhige Stimme. „Also bist du doch nicht untreu worden, wie sie alle sagten." Und er streckte ihm seine Hände entgegen.

„Habt Ihr mich erkannt, Meister?"

„Meine inneren Augen hat mir der Herrgott geschärft und mir so einen Ersatz für die äußeren Augen gewährt. Deinen Schritt hätte ich unter tausenden erkannt. Sei mir willkommen, mein lieber Junge."

Der Blinde erhob sich mühsam und tastete nach Jürgen.

Der aber brach, überwältigt von dem Anblick des alten Freundes, in die Knie und umklammerte die welke Rechte, die noch immer nach ihm tastete.

„Wo warst du so lange und von wo kommst du?"

Jürgen fühlte sich befreit von aller falschen Scham, die ihn so lange besessen, und erzählte alles, von seiner Flucht vor fünf Jahren bis zu seiner Heimkehr und dem Gefängnis.

Der Blinde hörte zu, ohne ihn mit einem Wort zu unterbrechen. Wundersame Ruhe strömte von ihm aus und gab Jürgen die Kraft zur Beichte, die nichts beschönigte und nichts verschwieg. Als er endlich innehielt, fragte der Blinde leise: „Und bei deinem Vater warst du noch nicht?"

„Nein." Aber Jürgen wagte nicht, den Kopf zu heben und in die erloschenen Augen zu sehen.

„Warum nicht?"

„Ich schäme mich," würgte er nach langem Schweigen hervor.

„Du fürchtest dich?" verbesserte der Alte lächelnd.

Jürgen nickte nur. Aber der Alte schien es zu spüren. „Ich begreife dich. Du bist eine scheue unruhige Seele, ein brausender Bach — dein Vater ist ein starker, eherner Mann und sein äußeres Leben fließt in eingedämmten Ufern dahin. Wie ist es schade, daß kein Vermittler zwischen euch war. Aber glaubst du nicht, daß dein Vater im Innern litt und sich nach dir heimlich sehnte?"

„Ich glaube es nicht."

„Ein Vater sollte sich nicht nach dem Sohne bangen, nach dem einzigen Kind, dem Erben und Träger seines Namens? Wofür meinst du wohl, hätte er geschafft und sein Gut vermehrt? Für wen schmückte er sein Haus, das du vom Keller bis zur Giebelkammer aus deinen Kinderspielen kennst, mit köstlichem Zierat? Meinst du, es sei nur Werk des ratsherrlichen Hochmuts gewesen?"

„Ja," stieß Jürgen hervor von dem alten Trotz gepackt.

Traurig zog der Alte seine Hand aus der des Jünglings. „So bleibt mir nichts anderes übrig, als dich von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte zu bitten: Geh zu deinem Vater und biete ihm die Hand und, wenn es sein muß, demütige dich!"

„Ich kann nicht."

„Warum kamst du dann nach der Heimat?"

„Die Glocken riefen, Meister Pilgrim. Oh, wenn Ihr wüßtet, wie sie rufen und mahnen können. Habe ich nicht als Junge an Eurer Hand ihrem Sang gelauscht? Habt Ihr mich nicht gelehrt, jeder einen Namen zu geben, gleich viel, wie der Meister sie beim Guß getauft? Hätte ich sie doch nie gehört! Dann wäre ich in der indianischen Wildnis geblieben und brauchte hier nicht demütig gleich einem Bettler zu stehen."

„Der ist kein Bettler, dessen Seele so reich ist," mahnte der Alte leise.

„Die Welt blickt nach dem Äußeren, und mein Vater ist von dieser Welt. Soll ich Euch sagen, was seine ersten Worte sein werden, so er

mich erblickt: Was hast du hergebracht von deiner Fahrt und deinem jahrelangen Abenteuer?"

„Dann antworte ihm: Mich und mein junges reines Herz!"

„Dann wird er lachen, Meister. Und das ertrüge ich nicht."

„Er wird nicht lachen. Und so er lacht, gehe ich selber zu ihm, ich alter blinder Mann, und ich gedenke ihn zu belehren. Er wird dir vielleicht nicht die Arme entgegenstrecken und dir beim ersten Wort verzeihen —"

„Seht Ihr wohl!" unterbrach ihn Jürgen fast triumphierend.

Der Blinde suchte wieder seine Hände, ehe er fortfuhr: „Aber er wird deine Hand ebensowenig fortstoßen, wie ich es tue. Und wenn er lacht, wird er über dein verlorenes irdisches Gut lachen und vielleicht nur deshalb, weil er dich nun ungeteilt hat." Seine Hände glitten über den Lockenkopf des Knienden. „Was gedachtest du ansonsten hier zu tun?"

„Ich wollte mich in Reih und Glied einstellen lassen und für die Heimat kämpfen und, wenn es sein muß, sterben. Ich täte es gerne. Gott ist mein Zeuge. Also nur glaubte ich, mir meines Vaters Namen wieder erwerben zu können."

„Unter angenommenem Namen wolltest du stehen?"

„Ja. Ihr begreift mich jetzt?"

„Ich begreife dich, aber ich widerrate es dir. Nicht nur, weil es unmöglich ist. Danzig ist nicht die Welt. Unter seinen fünfzigtausend Bewohnern wird es etliche geben, die dich erkennen werden. Vielleicht sind es fünfzig, vielleicht fünf. Vielleicht nur einer. Aber dieser eine genügt, daß er's den anderen sage, und daß dein Vater von deinem Hiersein durch Fremde zuerst erfährt. Willst du ihm das antun? Meinst du, daß das der Weg zu seinem Herzen ist? Aber dies ist es nicht allein, was dir diesen Weg versperrt. — Es ist Kriegszeit, Jürgen. Ein bitterer und harter Krieg ist entbrannt, wie er seit langen Jahrzehnten nicht war. Es geht um alles, um die heiligsten Rechte und unsere Freiheit. Soll da nicht jeder Kämpfer mit offenem Visier kämpfen? Rechtlich und wahr, offen und ehrlich?"

„Ich kann nicht," stieß Jürgen hervor.

„Wer gefehlt hat, muß auch büßen können," sagte der Blinde.

„Es ist zu schwer, glaubt mir."

„Und wenn ich alter Mann vor dir kniete und bäte, so gälte es auch nichts?"

Unruhig zuckten Jürgens Hände, aber er schwieg. Da nahm der Alte den Kopf des Jünglings in seine welken Greisenhände und hob

ihn empor, als könne er ihn durch und durch sehen, bis auf der Seele Grund. „Und wenn deine Mutter dich jetzt bäte, würdest du dann auch nein zu sagen vermögen?"

Die Hände des Jünglings krampften sich fest um die Hand des Alten. „Sprecht mir von ihr. Ich habe sie ja kaum gekannt."

Langsam tropften die Worte des Alten: „Ich kannte sie, als sie noch als Kind zur Kirche geführt wurde, ein schönes, zartes, stolzes Kind. Und ich kannte sie, als der Ratsherr Giese um sie warb. Und ich spielte auf der Orgel, als der Priester ihren Bund segnete. Aber davon will ich jetzt nicht sprechen." Des Alten Stimme zitterte in weher Erinnerung. „Von unserem letzten Zusammensein will ich dir erzählen in dieser Stunde der Heimkehr. Als sie krank zum Sterben war — aber es ahnte noch niemand — hat sie mir dich ans Herz gelegt. Ich vergesse den Tag nie. Als wäre es gestern gewesen, höre ich das Rascheln ihres Seidenkleides auf der Empore der Orgel. Ich unterbrach die Fuge und wandte mich zu ihr. Wisse, daß schon damals meine Augen schwach waren und meine Ohren schärfer. Ich erschrak, da ich ihre müde, leicht gebückte Gestalt an das Geländer gepreßt stehen sah. Ehe ich noch etwas gesagt hatte, sprach sie: ‚Ihr habt mich allezeit getröstet, Meister Pilgrim. Immer, wenn mir weh zumute war, kam ich zu Euch und Ihr tröstetet mich wundersam."

„Ihr tröstetet sie?" fuhr Jürgen empor. Verwunderung stand in seinen Augen.

„So fragte ich sie damals auch: ‚Wie sollte ich armer bescheidener Mann eine so stolze Frau trösten können?‘ So etwa sagte ich. Da wies sie mit ihrer kleinen Hand auf die Orgel und sagte: ‚Damit habt Ihr mich getröstet und den Bösen fortgejagt und die Engel herbeigerufen, die mich schirmten und den Sinn wieder hell machten. Das wollt ich Euch noch sagen. Und nun, wo ich es Euch zum Abschied sage —‘ sie hielt weinend inne. ‚Zum Abschied?‘ fragte ich verwundert. ‚Wollt Ihr verreisen?‘ ‚Ich will nicht verreisen, aber Gott will es,‘ sagte sie und ihre Stimme war wieder fest. ‚Ich reise weit, weit weg, und nun gebt mir den letzten Trost und seht nach meinem Sohn, und lehrt ihn, in Eurem Spiel Ruhe und Frieden zu finden, diese seltenen Kleinodien.‘"

„Und was antwortetet Ihr?"

„Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Ich sah aber, daß sie krank war, und dachte, es sei nur in ihrem Gemüt, und griff zum Allheilmittel der Musik und spielte die schönste Fuge, die ich je gespielt. Und als ich fertig war, gab sie mir die Hand und dankte mir. Und dann ging

sie nach unten und wankte in den Knien. Und erst, als sie unten im Kirchenschiff von ihrer Kammerfrau halb ohnmächtig aufgenommen ward, fiel mir ein, daß ich ihr nicht einmal einen Sitz angeboten hatte."

„Und dann — und dann?" drängte Jürgen.

„Dann legte sie sich hin und starb nach zwei Wochen Leidens. Sie verflackerte wie ein müdes Licht, das der Morgenwind endlich ausbläst. Und seitdem habe ich dich oft und oft heraufgeholt zum Spiel der Orgel und zum Spiel der Glocken. Und so ich deinen Sinn wiederum nach deiner lieben Mutter Wunsch lenken könnte, sollte mir kein Weg zu weit und keine Turmstiege zu steil sein, um dir wieder die ruhige Tröstung und Stärkung des heiligen Spiels zu leihen."

Jürgen stand auf. Er strich sich die Locken aus der erhitzten Stirn und sagte: „Dessen bedarf es nicht, Meister. Mich dünkt, Ihr habt auf der Orgel meiner Seele wundersam gespielt und entlocktet ihr eine reine kräftige Melodei."

Auch der Alte erhob sich. „Du gehst zu deinem Vater?"

„Ja. Zu dieser Stunde noch." Und seine Stimme zitterte nicht, als er das sagte.

„Du gehst auch zu deiner Mutter, die dort auf dich wartet. Vergiß es nicht. Mein Gebet geht mit dir."

„Dank Euch, Meister Pilgrim."

Als Jürgens Schritte sich der Türe zuwandten, rief ihn der Alte noch einmal zurück. „Du bist schlecht gekleidet und zerrissen. Ich habe es wohl gemerkt. Die alte Barbara soll dir ein Sonntagsgewand von unserem Gesellen geben, das dir paßt. Du kannst es nehmen: er ist einer von denen, die am Liebschauer See gefallen sind, ein fürwitzig Blut trotz seines ernsten Berufs. Seine alte Mutter kann man wohl entschädigen."

„Nein," antwortete Jürgen, „so wie ich bin, in Lumpen und Fetzen will ich meinem Vater gegenübertreten."

Der Blinde überlegte einen Augenblick. Dann sagte er: „Es geht nicht an, obschon ich deine Tapferkeit lobe. Vergiß nicht, daß dein Vater vielleicht nicht allein ist, und daß du ihm nicht im Äußeren Schande antun darfst. Einfach genug ist das Gewand ohnehin, nur sauber und ganz."

Jürgen widersprach nicht mehr. Er zog den Anzug des toten Gesellen an und ging dann tapfer seinen Gang, den schwersten Gang seines jungen Lebens.

Der Alte stieß das Fenster weit auf und lauschte seinen Schritten, bis sie im Pfarrhof verhallten.

Vater und Sohn

Das Haus des Ratsherrn Giese war eines der stolzesten am Langen Markt, dem vornehmsten Platz der Stadt. Hans Kramer, der Stadtbaumeister, hatte es in den letzten Jahren umgebaut, und kundige Steinmetzenhände hatten es geschmückt. Steinerne Löwen hielten jetzt an der Freitreppe des Vorbaus Wacht, dessen Brüstung mit gemeißelten Früchtekränzen und allerlei kunstvollem Zierat versehen war. In der Diele des Hauses spiegelten sich Kerzen in getriebenen Messingblakern. Schiffsmodelle schwebten unter der geschnitzten Decke. Wuchtige Schränke lehnten sich an die Wände aus Holländer Kacheln. Reichtum und Behagen sprachen aus jedem Winkel und machten das Herz der Gäste froh.

Nur der Hausherr selber war ernst und schien des Prunks um ihn nicht zu achten. Auch an diesem Abend, wo er den Obristen Winkelbruch v. Köllen und einige Herren vom Rat bei sich bewirtete, war seine Stirn gefurcht. Nie ließ ihn seine versorgte Miene in seinem einsam und still gewordenen Haus. Nur im Verkehr mit dem Volk war er gern zu Scherzen aufgelegt.

In seinen Kontoren und Speichern munkelte man, er sei so seit jenem Tage, da Kapitän Jochim Brand mit dem „Juniperus" aus Brasilien heimgekommen. Einige rieten auf den Sohn, der seit jenem Jahr verschwunden war. Der Kapitän machte böse Augen, wenn man ihn fragte — und bald wurde das Geschwätz still. Es erregte nur Verwunderung, daß Gieses Schiffe fortan nicht mehr nach Brasilien fuhren, sondern als äußerstes Ziel die italienischen und hispanischen Häfen nahmen.

Auch das Gespräch bei Tisch war ernst. Der Schatten des Krieges lag darüber. Ratsherr Ehlers sprach schaudernd von den Greueln, die sich die wilden Reiter des polnischen Königs gegen das wehrlose Landvolk ringsum zuschulden kommen ließen. Etliche Verstümmelte hatten sie in die Stadt gesandt, zugleich mit der Drohung: also müsse es allen Deutschen ergehen.

„Verbreitet die Kunde überall," rief der Obrist. „Jeder muß wissen, wessen er sich von diesem Feinde zu versehen hat. Im übrigen werden sie bald büßen müssen." Er lächelte vielsagend in seinen buschigen Schnurrbart. „Wie meint Ihr das?" fragte Giese.

„Ich meine nur, daß im Kriegsvolk die Erinnerung an den Tag von Liebschau gleich einer offenen Wunde brennt."

Man speiste auf zinnernen und hölzernen Tellern. Giese entschuldigte sich bei seinen Gästen, die gewiß besseres gewohnt seien. Alles Silbergeschirr seines Hauses hatte er in die Münze geschickt, wo sie in den Schmelztigel gewandert waren, um als Notmünzen wieder aufzuerstehen. Den gleichen Weg hatten in diesem Jahre auch viele Kunstschätze der Kirchen gemacht, so die silberne Figur aus der Barbarakirche und die zwölf silbernen Apostel der Marienkirche.

Der Obrist warf eine der Notmünzen auf den Tisch. „Die Apostel müssen also noch immer wandern," sagte er lachend.

Die Münze rollte bis zum Platz Hans Kramers, der ernst die lateinische Inschrift darauf las: „Defende nos, Christe Salvator!"

„Des Spruchs wollen wir stets eingedenk sein in dieser ernsten Zeit," sagte Giese. „Mit unserer Macht ist nichts getan."

Der Obrist tat einen tiefen Trunk. „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott. Das ist ein Spruch, den ich oft bewährt fand. Wie steht es mit den Nachrichten aus Dänemark?"

Der Stadtkanzlist, Hans Hasentöter, strich sich die weißen Haare aus dem Greisenantlitz und erwiderte: „Bald werden wir Triumph blasen können. Der dänische König kommt uns zu Hilfe. Er hat mit unserem Abgesandten Mattias Zitzewitz und dem Herzog Ulrich von Mecklenburg auf das Wohl der Stadt so weidlich getrunken, daß schier keiner gehen oder stehen konnte."

„Ich trinke auf sein Wohl, auf daß wir quitt werden," sagte Köllen lachend und leerte seinen Becher.

Alle lachten. Nur Giese blieb ernst. „Deutsche Hilfe wäre mir lieber gewesen. Aber alle schwiegen, auch der Kaiser, um dessetwillen wir in diesen bösen Handel geraten sind. Die Majestät hört zuviel welsche Laute um sich und versteht unser Deutsch nur schlecht. So müssen wir allein stehen im Kampf um unser deutsches Wesen und unsere deutsche Art, damit uns dereinst nicht unsere Enkel verwünschen, weil sie polnisch radebrechen müssen." Er lehnte sich in den Sessel zurück.

„Habt Ihr Kinder?" fragte der Obrist harmlos.

Der heimliche Fußstoß, den er von seinem Nachbar empfing, belehrte ihn, daß seine Frage hier übel angebracht war. Er räusperte sich und setzte, um es gut zu machen, hastig hinzu: „Meinte nur, es sei schade, daß ein so wohlbestelltes Haus ohne Erben bleiben könnte."

Giese war zusammengezuckt bei der Frage wie unter einem unerwarteten Schlag, aber er faßte sich schnell und sagte höflich: „Die Stadt ist mein Kind, Herr Obrist. Ihrer Zukunft gilt meine Sorge und meine

Arbeit. Und um dieses anspruchsvollen Kindes willen bitte ich, mich auf eine kurze Spanne Zeit zu entschuldigen.“ Er erhob sich. „Es sind mancherlei Rechnungen zu prüfen, die morgen dem Rat vorgelegt werden sollen.“

Köllen lachte. „Beeilt Euch, gestrenger Herr, ehe denn Ihr die Zahlen doppelt seht.“

Giese gab den Scherz zurück. „Sie sind auch ohnehin groß genug. Nehmt inzwischen mit dem vorlieb, was Küche und Keller bescheiden genug zu bieten vermögen.“ Mit einer artigen Verbeugung begab er sich in sein Arbeitszimmer, das eine Treppe höher lag. Der Diener begleitete ihn mit einem Leuchter, den er auf den Arbeitstisch stellte, worauf er seinen Herrn verließ, die Türe vorsichtig zudrückend.

Giese runzelte die Stirn. Die unbedachte Frage des Obristen nach seinem Kind hatte ihn im Innersten getroffen. Seit langen Jahren hatte keiner so zu fragen gewagt.

Das Bild des Sohnes stieg vor ihm auf, das Bild jener Stunde, als er ihm von seinem Zweikampf erzählte. „Jürgen!“ sprach er halblaut vor sich hin. Er erschrak fast, als er den Klang des Namens hörte, der hier seit soviel Jahren nicht mehr ausgesprochen ward. Kopfschüttelnd über seine Schwäche machte er sich über die aufgehäuften Protokolle, Akten und Rechnungen her. Die Pflicht ging vor.

Den auf der Reede angekommenen Söldnern hatte man auf den Rat des Kommandanten zwei Tonnen Bier gestiftet, das machte 4 Gulden. Dem dänischen Kapitän hatte man 9 Ellen rotseidenen Atlas und 2 Rosennobel verehrt, machte 23 Gulden 14 Groschen. Ein Fähnlein zu machen: 4 Gulden, für Schnur und ein silbernes Spießlein zur Fahne: 3 Gulden 16 Groschen. Taffet zu einer Fahne: 22 Gulden. Eine Reiterfahne zu malen: 16 Gulden. Er überschlug auch die kleinste Zahl nicht. Oft hatten seine Kollegen vom Rat ihn wegen seiner Genauigkeit belächelt, um von ihm belehrt zu werden, daß gerade die kleinen unscheinbaren Ausgaben allmählich die größten Löcher in den städtischen Säckel rissen. „Kleinvieh gibt auch Mist,“ sagte der Bauer in der Niederung.

Und er blätterte hastig weiter, auf der Flucht vor den aufsteigenden Träumen und Erinnerungen an den verschwundenen Sohn.

Da waren die Ausgaben für Waffengeräte, wo nichts gespart werden durfte. Der Schnitzer Merten Hackepferd bekam für die Anfertigung von 328 langen Spießen 33 Gulden 18 Groschen. Das Auffüllen und Aufhängen der Wollsäcke am Hohen Tor und in Weichselmünde, als Schutz gegen die feindlichen Kugeln, hatte 77 Gulden 11 Groschen

9 Pfennig gekostet. Dazu die Morgensterne, deren allein im Haus Weichselmünde weit über 100 waren, Blei, Kugeln, Papier zu Patronen, Proviant, Kundschafterlohn, für die Geschütze und dazwischen allerlei unnützes Zeug, das dem einsamen Rechner die Zornader blau auflaufen ließ.

Daß die verwundeten Offiziere Konfekt begehrten, mochte noch hingehen. Aber ihre Gastmähler überstiegen schier das Maß. Dies Kriegsvolk mästete sich Bäuche an, indes die Bürger froh waren, einen Salzhering und ein Gemüslein zu haben. Bei einem einzigen Gastmahl waren 10 Krüge Wein, 5 Krüge Meth, Rinder-, Schöpsenbraten, Pökelfleisch im Wert von 6 Gulden verbraucht worden, abgesehen von dem Bier für das Gesinde. Auch hier konnte man nichts bemängeln. Es war wohl besser, jene wilden Gesellen bei guter Laune zu halten. Sie waren erfahren in den Kriegskünsten und bildeten das Rückgrat des bürgerlichen Widerstandes. Sie schlugen ja auch ihr Leben in die Schanze, wenn es darauf ankam.

Freilich taten das die Bürger auch, die wackeren Handwerker, die den Spieß oder die Büchse auf die Schulter genommen hatten, und ihre gute alte Stadt schützten. Und für geringeren Lohn konnten sie's auch tun. Schützten sie doch ihr eigen Haus, ihren Glauben und ihre Sprache, die Vater und Mutter sie gelehrt. Denn keiner war im Zweifel darüber, daß sich bei einem Sieg des Polenkönigs polnisches Wesen und polnische Sprache breit machen würde in den alten deutschen Gassen. So uneins und zwistlustig sie auch sonst waren, hierin waren sie eines Sinnes.

Waffengeklirr und gedämpftes Trommeln tönte vom Langen Markt herauf. Er trat an eines der hohen Fenster. Vor den Häusern, am Rathaus und drüben am Artushof brannten Pechfackeln. Überall standen die Wassertonnen, wohlgefüllt bis zum Rand und mit Asche, Salz und Kalk versehen, für den Fall, daß die Belagerer mit Brandbomben schießen sollten. Eine Abteilung Bürgerwehr marschierte eben über den Platz dem Grünen Tor zu. Vielleicht war es ein Fähnlein derer, die zur Ablösung nach Weichselmünde fuhren.

Mancher Mutter und Ehefrau Herz mochte schneller schlagen bei der gedämpften Kriegsmusik da unten. Und wieder stampfte er auf: der Obrist hatte recht gehabt mit seiner vorwitzigen Frage. Warum war aus seinem Hause keiner dabei? Warum focht nicht ein Giese unter diesen und führte sie zu Sieg und Ruhm?

Im Mondschein, der durch das geöffnete Fenster fiel, wurde ein Bild in breitem goldenem Rahmen lebendig, das über der eichenen

Truhe hing. Es war das Bildnis seiner Frau, von einem flandrischen Maler gemalt, der damals kurzen Aufenthalt in der Stadt genommen.

Ihm fiel auf, wie sehr Jürgen seiner Mutter ähnelte, und ein bitterer Schmerz grub sich in ihn ein. Wie Anklage stand es in den Augen der geliebten Frau. Warum stand er allein in dem großen, weiten, feierlichen Haus? War er damals doch zu streng gewesen zu dem Sohn? Hätte er die Tat des Heißblütigen nicht besser verhehlen sollen? Die Einsamkeit dieser Stunde drückte schwer auf ihn.

Es ging wie Rascheln von Frauengewändern und wie verhaltenes Weinen durch das hohe Zimmer... Fast erschreckt blickte er um sich. Aber in dem Gemach lebten außer ihm nur noch die Schatten, die die vom Windzug leicht bewegten Lichter auf die Wand warfen.

Niemand durfte ihn schwach sehen. Es gab schon genug der Kleinmütigen. Er reckte sich empor. „Ich habe recht gehabt," sagte er halblaut zu dem Bild. „Ich konnte nicht anders. Er hatte wider das Gesetz gehandelt und ich hatte das Gesetz zu schützen. Wenn wir es nicht halten, wen sollten wir alsdann zur Achtung zwingen?"

Aber die Augen seiner Frau blieben von Trauer umdunkelt und befreiten ihn nicht von seiner Not.

Noch immer klang von draußen der gedämpfte Trommelschlag herauf. Er dachte vergangener Zeiten. Aus wieviel Not und Bedrängnis hatte die Stadt sich emporringen müssen! In ihrer Geschichte blitzte es auf jeder Seite von Schwertern und es blinkte wie Blutlachen. Immer hatte der Krieg vor der Tür gestanden, immer hatten die Wächter auf dem Turm nach Feinden ausschauen müssen, immer hatte das Schwert neben der Maurerkelle gelegen. Langsam nur hatte sich die Stadt emporrecken können aus dem Wust von Gier und Feindschaft, der sie zu überwältigen drohte. Aber keinen Augenblick hatte einer daran gezweifelt, daß es vorwärts gehen müsse und daß die Stadt groß und stolz und mächtig bleiben müsse und frei bis in alle Ewigkeit.

Die Herzöge von Pommerellen, die Brandenburger, die Polen, die Böhmenkönige, die Ordensritter und wiederum die Polen hatten um die Stadt mit eisernen Würfeln gespielt. Die Hussiten hatten vor Danzig gelegen, in jahrzehntelangem Städtekrieg hatte die Stadt geblutet, im Seekrieg gegen England hatte sie ihren Mann gestanden, im Kampf um den neuen Glauben war viel Blut geflossen. Die Altstadt hatte in Trümmer gelegen, die Mauern waren niedergebrannt worden, von den Straßen waren nur einige Kirchen übrig geblieben, die Bewohner waren vertrieben worden — umsonst. Immer wieder hatte sich das zähe Deutschtum hier festgesetzt und allen Stürmen standgehalten.

Denn eins war fest wie ein Felsen in aller Wogenbrandung geblieben: das Gesetz! Es war heilig gewesen alle Zeit und unantastbar. Recht mußte Recht bleiben.

Nein, auch er war nicht zu hart gewesen. Ein tiefer Seufzer hob seine Brust. Es galt, fest und stark zu bleiben und unerschütterlich, wie sehr es auch da drinnen bohrte und brannte.

Er wandte sich wieder dem Arbeitstisch zu. Aber er wagte nicht, das Bild seiner Frau beim Vorübergehen anzublicken ...

Er zwang sich zur Sammlung und las Posten für Posten: den Kriegsleuten, Büchsenmeistern und Handlangern im Hause Weichselmünde, ferner für Proviant und andere Ausgaben dort: 58 280 Gulden 20 Groschen 3 Pfennig — für Ausrüstungen und Bemannung der Kriegsschiffe, Boote und Kähne: 26 582 Gulden 1 Groschen 3 Pfennig — — Aber die Zahlen begannen sich ihm zu verwirren, also daß sie durcheinander tanzten. Jürgens Bild war lebendig geworden in ihm, lebendiger als das gemalte Bild seiner toten Frau dort im Rahmen. Der Gedanke an den Sohn peinigte ihn und ließ keine Ruhe mehr in ihm aufkommen. Wieder lockte ihn der Marschschritt draußen ans Fenster. War der Zug immer noch nicht zu Ende? Plötzlich bemerkte er, daß dort nicht nur Bürgerwehr marschierte, sondern auch Söldner. Nun klang auch das Rasseln der Falkonetts herauf und beim Schein einer Pechfackel, die ein Soldat hielt, erkannte er eines jener Orgelgeschütze, die jetzt in Mode gekommen waren.

Wo wollten die Truppen hin? Machten sie wieder ein Stücklein auf eigene Faust? Obrist von Köllen drüben im Saal mußte es wissen.

Er ging zum Tisch zurück, schlug die Aktendeckel zu, löschte das Licht und tappte im Dunkeln die Wendeltreppe hinunter, bis dorthin, wo das fröhliche Lachen und Becherklingen seiner Gäste ihn rief.

„Willkommen, edler Herr," begrüßte ihn der Obrist. „Ihr kommt zur rechten Stunde. Herr Hans Hasentöter hat ein Gedicht auf den Türken Stephan Bathory gemacht, das wert ist, an allen Ecken der Stadt angeschlagen und von den Kanzeln verlesen zu werden. Das hat mein Blut durchwärmt wie Glühwein. Sagt es noch einmal!"

„Auch ich bitte darum," sagte Giese höflich, obwohl seine Sinne auf ganz andere Dinge gerichtet waren.

Der alte Stadtkanzlist, bekannt als ein Freund der Musen, längst geehrt als Sänger und Poet, lächelte ein wenig stolz und las von einem Blatt sein Gedicht:

O Dantzig halt dich feste,
Du weitberumbte Statt,

Betracht itzund dein Beste
Und gehe nicht lang zu Rath.
Mit vielem Contrahiren
Wird es nicht werden gut,
Der Feind will dich vexiren,
Drumb thu nicht mehr Tractiren
Und fass' eines Mannes Muth.

Dem Feind thu widerstreben
Laß dich nicht weiter ein,
Thustu dich ihm ergeben,
So wird's dir bringen Pein.
Das wirstu wol erfaren,
Wann du halb Türckisch bist,
Dafür wöll dich bewaren
Zu vielen tausen Jaren
Der lieb Herr Jesus Christ.

Findstu beim Feind kein Gnade,
So such dieselb bey Gott,
Das wird dir sein ohn Schade,
Ruff ihn an in der Not,
Das er dir bald beschere,
Ein christlich Obrigkeit,
Die dir dein Freiheit mehre
Und allen Feinden wehre,
Wär's auch dem Türcken leidt.

Alle hörten andachtsvoll zu und Giese drückte dem Dichter ein über das andere Mal wortlos die Hand.

„Bravo," rief der Obrist.

„Bravo," rief nun auch eine junge Stimme von der halboffenen Türe her. Verwundert blickten die Gäste auf.

Jürgen trat ein. Seine Augen flammten. Stolz aufgerichtet trat er auf den Vater zu, der, die Hände um die hohe Lehne eines Sessels gekrampft, ihn anstarrte. „Laß mich bei dir sein in dieser heiligen Stunde, Vater! Laß uns zusammen kämpfen für die Stadt, der wir beide angehören."

In des Ratsherrn Gesicht, das anfangs ganz bleich geworden war, trat langsam das Blut zurück. „Wer bist du?"

„Dein Sohn, Vater," und alle überstandene Herzensnot lag in diesem Schrei.

„Ich wußte nicht," klang es hart zurück, „daß ich noch einen Sohn hatte. Fünf Jahre sind es her, daß ich nichts von dir hörte."

Jürgen schlug die Augen zu Boden. „Ich wollte erst kommen, wenn ich mich bewährt hatte. Das mußt du doch begreifen, Vater."

„Und nun hast du dich bewährt?"

Jürgen schwieg.

„Von wannen kommst du? Die Tore sind seit langem geschlossen. Keine Maus kam seit Wochen herein. Kein Fremder durchschritt unsere Tore, der sich nicht ausweisen mußte und dessen Name uns unbekannt geblieben wäre. Von wo kommst du?"

Eine Weile kämpfte Jürgen mit seiner Scham. Aber Meister Pilgrims bittende Worte klangen noch in ihm nach und nun hatte er sie überwunden.

„Ich komme aus dem Kerker," sagte er und blickte den Vater groß an.

Der Ratsherr flammte auf. „Du warst im Kerker?"

„Ja, Vater," sprach Jürgen mit fester Stimme. „Ich wurde als Gefangener hier in die Stadt eingebracht und saß viele Wochen im Kerker. Jetzt gehe ich zurück und bitte meinen Kerkermeister, mich zu verwahren, bis mein Vater kommt und mich erlöst."

Er wandte sich zur Türe. Sein Vater trat einen Schritt näher auf ihn zu. „Ehe du gehst, sage, welches Verbrechen dich in den Kerker brachte. Das wenigstens wirst du mir wohl sagen können."

Jürgen wandte sich wieder um und erzählte sein Abenteuer bei Oliva, und Hans Hasentöter horchte gespannt auf. „Ihr seid der Überbringer dieser Dokumente?" unterbrach er ihn verwundert und erfreut, „wißt Ihr, daß Ihr viel Dank von der Stadt zu erwarten habt?"

„Ich habe ihn bereits empfangen und gar doppelt," sagte Jürgen bitter. „Im Gewahrsam und im väterlichen Hause."

„Seid Ihr nicht ein wenig schuld durch Euer Schweigen? Wie konnten wir Euch trauen?" Der Stadtkanzlist wandte sich an den Ratsherrn. „Es sind jene wichtigen Berichte, die uns über die Pläne des Königs so trefflich unterrichtet haben."

Der Obrist sprang vom Stuhle auf. „Potz Donner, Mann, eine Ehrenkette gehört um Euren Hals und eine Hauptmannsschärpe um die Hüften. Eure Kunde hat mir manchen braven Mann gespart und den Polen manche bittere Stunde bereitet. Gebt mir Eure Hand, daß ich sie drücke."

Er preßte Jürgens Hände fest zwischen die seine und wandte sich dann an den Ratsherrn: „Und Ihr, gestrenger Herr, laßt ein Kalb schlachten, wie es in der Bibel der Vater tat, als der verlorene Sohn

heimkam, und runzelt nicht die Stirn, als säßet Ihr über einem armen Sünder zu Gericht, der ein Schelmenstück begangen."

Der Vater zögerte einen Augenblick. Dann sagte er mit etwas milderer Stimme: „Eure Fürsprache soll nicht vergeblich sein. Ich will dich nicht von der Schwelle stoßen, Jürgen, aber ich will dich auch noch nicht in die Arme schließen. Allzuviel steht zwischen uns. Ich sehe noch keine Brücke von mir zu dir, ehe du dich in meinen Augen bewährt hast."

„Zeige mir den Weg zu dir, Vater," flehte Jürgen, „und ich will ihn gehen. Ich weiß, ich habe dir Sorge bereitet, bergehoch. Aber ich will sie wieder wegräumen, so wahr ich dein Sohn bin. Dein Blut pocht in mir und läßt mir nicht Ruh. Laß mich wieder gut machen, was ich gefehlt."

Der Ratsherr sah ihn groß an. „Fragst du noch? Die Stadt ist in Not und Gefahr. Es ist mannigfach Gelegenheit, das Vergehen deiner Jünglingsjahre durch eine männliche Tat zu sühnen."

Jürgens Augen blitzten. „Dann bin ich ohne Sorge, Vater. Aber laßt es nicht zu lange währen, bis ich mich erproben kann. Du hast ein gewichtiges Wort hier einzulegen. Tue es und stelle mich auf den gefährlichsten Posten, wo Ruhm zu erwerben ist."

In des Ratsherrn Augen zuckte es, aber seine Stimme klang hart wie Erz, als er sagte: „Vergißt du ganz die Blutschuld von jenem Zweikampf?"

„Sie ist abgewaschen. Jener Gegner war der junge Weyer, der Sohn des Obersten, der zu den Polen übergegangen ist und Weichselmünde berennt."

Der Vater nickte ernst. „Das Schicksal hat dich los und ledig gesprochen. Dank ihm und bewähre dich. Als Kämpfer bist du mir willkommen, gleich jedem, der einen festen Arm hat. Nicht mehr und nicht minder."

„Gebiete, Vater. Was soll ich tun?"

„Du bist aus dem Gewahrsam ausgebrochen und ich will es dir zugute rechnen, daß du meinen und deinen Namen nicht mit Schimpf bedecken wolltest, sondern ihn lieber verschwiegst als frei zu werden. Aber Recht muß Recht bleiben. Gehe zu deinem Kerker zurück, bleibe in Gefangenschaft, bis der Rat dich frei gibt. Das ist das nächste, was zu tun ist."

Wieder trat der Obrist zwischen Vater und Sohn. „Gemach, gestrenger Herr. Einstweilen lege ich Beschlag auf den Junker. Er ist m e i n Gefangener." Ein fröhliches, aufmunterndes Lächeln flog zu Jürgen herüber und stärkte ihn.

„Ihr Herren nehmt euch viel heraus," sagte der Ratsherr zögernd, „aber ich glaube, ich kann es diesmal verantworten. Nun aber etwas anderes, Herr Obrist. Wie steht es bei Euch? Was geht bei den Truppen vor? Wohin marschieren die Fahnen, die seit Stunden zum Fluß hinunter ziehen? Habt Ihr Heimlichkeiten vor dem Rat?"

„Ja," sagte Köllen fest. „Ich kann schlecht lügen und will es auch nicht. Das Kriegsvolk hat unruhig Blut und mag nicht in friedlichem Quartier liegen, wenn es draußen Schläge hagelt. Es ist der kleinen täglichen Scharmützel satt und überdrüssig. Was jetzt draußen geschieht, geschieht aber zu der Stadt Wohl, und es braucht Euch nicht zu beunruhigen. Wir wollen den Polen das Fell ein wenig kratzen."

Aber Giese hörte ihn gar nicht bis zu Ende an und stürmte an ihm vorbei, zur Türe hinaus, ohne auf ihn und Jürgen noch einen Blick zu werfen. Kurze Zeit darnach hörte man unten schwer die Haustüre zuschlagen.

Die Gäste waren aufgesprungen. Ratsherr Ehlers war der erste, der dem Beispiel des Hausherrn folgte. Hans Hasentöter steckte sein Gedicht ein, dessen Vorlesung von so wunderlichen Folgen begleitet gewesen war, und blickte zögernd auf Hans Kramer.

„Ja, ihr Herren," sagte der Obrist. „Der Nachtisch entgeht uns, und er wird den Polen serviert, vor Weichselmünde und am Bischofsberg. In wenig Stunden hebt der Tanz an. Vorausgesetzt, daß mir der Rat keinen Querstrich macht wie gewöhnlich. Er weiß zur Stunde schon zu viel." Er nahm Jürgen unter dem Arm. „Ihr gefallet mir wohl, junger Freund, und es soll Euch die Gelegenheit werden, Euch rühmlich hervorzutun."

Mit freundlichem Gruß begaben sich die beiden in die Halle hinunter, wo Diener herbeisprangen und dem Obristen Mantel und Degen reichten. „Und Ihr, Junker, ist dies Eure ganze Gewandung?" Beschämt bejahte Jürgen. „Ei, auf das Kleid kommt es nicht an. Gleichwohl sollt Ihr ein Gewand bekommen, das Euch besser steht."

Die Haustüre fiel hinter ihnen zu. Schnellen Schritts durcheilten sie die Straßen bis zum Hohen Tor, wo zwischen dem eingebauten Geschütz eine Gruppe Offiziere stand.

Der Obrist erzählte, daß der Rat durch Giese schon Kunde habe und den waghalsigen Ausfall wohl verhindern werde. „Sicher ist nur der Streich bei Weichselmünde. Er ist nicht mehr zu verhindern. Bis auf drei Boote sind alle schon unterwegs."

Flüche erschallten. Füße stampften auf. Sporen klirrten. Indes die anderen berieten, ob man gleich aufbrechen könne, kritzelte der Obrist

auf ein Blättchen ein paar Zeilen. „Das soll Euch bei Herrn Klaus Unger einführen, der den Zug nach Weichselmünde führt. Ein Schiffer, ein verläßlicher Mann, hat Kunde gebracht, daß Weyer heute abend eine Siegesfeier begeht. Da wollen wir den letzten Trinkspruch tun. Ich selber bin verdammt, hier zu warten, ob ein ehrbarer Rat mir gestattet, den König anzupacken. Nun geht eilends in mein Quartier in der Hundegasse und laßt Euch richtig einkleiden, wie es sich gebührt. Alsdann zum Grünen Tor, wo Ihr das letzte Boot findet, wenn Ihr Euch beeilt."

Nach einem hastigen Abschiedsdruck der Hände stürmte Jürgen davon.

Heimat! ... jauchzte es in seiner Seele und er vergaß alles Leid und alle Enttäuschung. Heimat! ... lachte er in das Dunkel hinein und er sah Kampfgetümmel und blinkende Säbel. Heimat! ... riefen die hallenden Glocken, die ihre Stimmen erhoben und ihr Nachtlied sangen ...

Eine Feier und eine Nachfeier

Die Festung Weichselmünde, am damaligen Ausfluß der Weichsel in die Ostsee gelagert, war lange Zeit nur ein bescheidenes Bollwerk gewesen mit Palisaden und schmalen Gräben. Jetzt war es ein stattlicher Waffenplatz mit Mauerwerk, Turm und einem Erdwall, vor dem ein breiter Graben glitzerte, den das Wasser der Weichsel füllte. Vor dem Erdwall trotzten Blockhäuser, aus deren Schießscharten Geschütz- und Büchsenrohre gefahrdrohend herausstarrten. Ein fester Damm aus Steinen führte in die See hinein.

In einer dunkeln regnerischen Nacht waren die Polen am anderen Weichselufer angekommen; ihr Oberst Weyer hatte zwischen den Hügeln ein Lager errichten lassen, das links von dem Meere, vorn von dem Fluß, rechts von einem Binnensee begrenzt war. Weyer hatte die Wälder der Nachbarschaft nicht geschont; Blockhäuser und Palisaden waren aus Erde und Dünensand gewachsen.

Aus vierzehn Geschützen sandte er steinerne und eiserne Kugeln gegen die Danziger. Auf der Reede schaukelten dänische Galeeren mit Getreide, Vieh und guten Dingen. Sie konnten nicht in den Hafen hinein, wenn sie nicht Löcher in ihre hölzernen Bäuche bekommen wollten. Eine Feuer-Barriere legte sich über den Fluß.

Eines Morgens aber fuhren Danziger Kriegsschiffe die Weichsel hinunter, brachten die polnischen Rohre auf Stunden zum Schweigen

von dunkeln Wolken verdeckt. Schläfrig blickten sie in das Dunkel. Ab und zu fuhr einer, vom letzten Rest des Pflichtgefühls getrieben, empor, in die düstere Nacht spähend. Hörte man nicht Plätschern von Rudern? Unsinn, es waren nur die Wellen der unruhigen Weichsel und das Brausen der nahen See, das sie störte.

Bald lag im polnischen Lager alles in tiefem Schlaf.

Unterdessen fuhren fünfzig Danziger Boote die Weichsel herab der See zu. Oberbefehlshaber war des Obristen Rittmeister, Herr Claus von Unger, ein livländischer Edelmann und bewährter Kriegsheld, den der dänische König der Stadt gesandt.

Die Mannschaften hatten erst auf der Fahrt ihre Bestimmung erfahren und brannten vor Kampflust. Bis zur einbrechenden Nacht hielt man sich in einem Seitenkanal versteckt. Alles mußte mit der größten Heimlichkeit geschehen.

Hier überreichte Jürgen das Schreiben des Obristen dem Führer.

„Halte nicht viel von Geschreibsel," sagte Claus Unger brummig, ohne es zu lesen. „Schreibt selber mit Eurer Faust auf die polnischen Schädel — das empfiehlt Euch bei mir am besten." Er bewillkommte ihn aber freundlich und gewährte ihm seine Bitte, dem ersten Boot zugeteilt zu werden. „Habt Ihr so eilig?"

„Ja," sagte Jürgen, „ich habe noch eine Rechnung mit den Weyers auszugleichen."

Da schmunzelte Claus Unger. „Da will ich nicht schuld sein, daß Euch einer zuvorkommt. Rein ins Boot!"

Bei der Fahrt durfte kein Wort gesprochen werden. Die Kommandos wurden mit leiser Stimme abgegeben. Als die Glocken von Danzig Mitternacht herüberriefen, war man nicht mehr weit von Weichselmünde.

Die Danziger Besatzung dort war bereits verständigt. Eine starke Abteilung lagerte am rechten Ufer. Stumm war die Begrüßung, desto beredter der Händedruck, den die Kampfgesellen austauschten.

Jürgen war einer der Ersten, die von den Booten auf das feindliche Ufer sprangen. Die Posten am Ufer fuhren empor. Aber ehe sie noch Alarmschüsse abgeben konnten, waren sie überwältigt und unschädlich gemacht.

Die Brüstung des Lagers war hoch. Jede Minute dünkte dem kletternden Jürgen eine Ewigkeit. Einen Augenblick durchzuckte ihn der Gedanke, daß man vielleicht in eine Falle geraten sei, wie damals am Liebschauschen See, und daß die Polen sie nur hereinließen, um sie alle desto sicherer abzufangen.

„Dann sterbe ich für meine Heimat," dachte er. „Und wahrlich, sie sollen mich nicht billig kaufen."

Endlich war er oben. Er reichte dem Nächsten unter ihm die Hand und zog ihn hinauf. Von allen Seiten krochen die Danziger über die Umwallung. Jürgen riß den Säbel aus der Scheide und unterdrückte nur mit Mühe den Kampfruf, der in der Kehle brannte.

In diesem Augenblick ertönten in einiger Entfernung Schüsse aus Hakenbüchsen. Auf der Seeseite waren also Unger und seine Leute gelandet und in das dort unverschanzte Lager eingedrungen. Ein wilder Kampf entbrannte.

„Voran!" schrie nun Jürgen und sprang hinunter. Hinter ihm stürmten die Danziger mit geschwungenen Waffen, alles vor sich hertreibend.

Die vom Schlaf und Trunk noch halb betäubten Polen liefen ohne Ziel durcheinander. Ehe sie noch recht die Waffen ergriffen hatten, waren die Danziger über ihnen, ihnen den deutschen Siegesschrei in die Ohren gellend.

Viele waren dabei, die bei Liebschau von den Polen geschlagen waren. Sie waren die Tapfersten der Tapferen.

Ein riesiger Soldat neben Jürgen schrie bei jedem Hieb seines Morgensterns: „Das ist für Liebschau! Und das! Und das!" Und jedesmal dröhnte die Waffe auf feindliche Bruststplatten und Sturmhauben, auf Armschienen und Panzerärmel, die in der Hast umgelegt waren.

Der Widerstand der Aufgestörten erlahmte bald. So groß vordem die Siegeszuversicht gewesen war, so klein war jetzt ihr Mut. Viele lagen noch so im Bann des starken Trunks, daß sie sich kaum zu rühren vermochten.

„Den Weyer müssen wir haben," schrie Jürgen. „Den alten und den jungen. Wo stecken sie, zum Teufel?"

An einzelnen Stellen rotteten sich polnische Truppen zusammen und stellten sich zu erbittertem Kampf. Einmal glaubte Jürgen im Getümmel den jungen Weyer vor sich zu sehen. Vorwitzig stürzte er sich in die feindlichen Reihen. Ein Pole schlug mit dem hochgeschwungenen Pallasch nach ihm und hätte ihn niedergemacht, wenn der erhobene Arm nicht im gleichen Augenblick von der Kugel einer Hakenbüchse getroffen worden wäre. So wurde Jürgen des Angreifers Herr, aber der Gesuchte war seinen Blicken entschwunden.

Der Mond schob sich durch das zersetzte Gewölk und ergoß sein Licht über den Wirrwarr im Lager. Bald hatten die von der Seeseite Eingedrungenen sich mit den anderen vereinigt. Jeder Widerstand erstarb bald. Die Polen flüchteten schreiend.

Oberst Weyer lag, von schönen Ruhmesträumen umgaukelt, auf seinem Lager, als die ersten Schüsse erdröhnten. Er traute seinen Ohren nicht und glaubte anfangs, ein Traum narre und äffe ihn. Aber die Schüsse, die sich wiederholten und verstärkten, die deutschen Rufe, das Waffengeklirr und Gebrüll der Getroffenen belehrte ihn bald, daß alles Wirklichkeit war. Fluchend sprang er empor und griff, wie er war, im Hemd, nach der nächsten Waffe. Aber er sah bald, daß alles viel zu spät war. Die zurückflutende Menge seiner Krieger riß ihn mit.

Sein Sohn Jan schwang sich gerade auf ein ungesatteltes Pferd. Aber Weyer riß ihn herab. „Ich zuerst! Folg mir zum König!" So ritt Oberst Weyer, arg unkriegerisch, mit nichts als dem Hemd bekleidet, in jagender Hast davon, um dem Gemetzel zu entgehen. Es war seine bitterste Stunde, da er den Weg zum König einschlug, um ihm die Kunde von der Niederlage zu bringen.

Im Mondlicht erkannte Jürgen die Standarte über dem Blockhause des polnischen Führers. Und im gleichen Augenblick sah er Jan Weyer vor sich. „Wahr dich, Johann!" rief er. „Verräter!"

Wuterfüllt wandte sich Jan Weyer um. Er war kläglich anzuschauen, nur halb bekleidet und ohne Waffen.

„Der Zweikampf damals am Krahntor hat kein Ende gefunden, Johann. Aber jetzt soll er ausgetragen werden!"

„Ich bin waffenlos!" rief Jan Weyer in Todesangst. „Du wirst dich nicht an mir vergreifen wollen."

„Dafür stehen wir jetzt Mann wider Mann!" schrie Jürgen. „Nimm den Säbel da neben dir auf und komm an. Ich will keinen Wehrlosen anfallen."

Erbittert, mit verzerrtem Gesicht drang Jan Weyer auf Jürgen ein. Da die Danziger hinter den flüchtigen Polen her waren, standen die beiden allein einander gegenüber. Jürgen hatte keinen leichten Stand. Jan Weyer kämpfte mit der Verzweiflung eines, der auf keine Gnade hoffen darf. Aber Jürgens Seele war voller Haß gegen den, der schuld an seiner Flucht aus der Heimat gewesen und der sein Deutschtum verraten hatte. „Für Danzig!" rief er bei jedem Hieb. Die zerrissenen Wolken schoben sich wieder über den Mond. Aber die beiden merkten es nicht. Ihre Waffen kreuzten sich im Dunkeln.

Plötzlich verstummte das Klirren der aufschlagenden Säbel. Jürgen tat einen sausenden Lufthieb und wäre fast vornüber gestürzt. War Jan Weyer im Schutz des Dunkels geflohen? Mit einem Wutschrei stürmte Jürgen voran und stolperte über einen Körper. Er beugte sich

nieder und erkannte im Aufblinken des Mondes den toten Feind. Aus breiter Kopfwunde sickerte das Blut.

Tief aufatmend erhob Jürgen sich. „Auch diese Rechnung ist glatt...“

Fernher verebbte der Kampfeslärm. Stärker dröhnte das Brausen des Meeres herüber. Frischer Morgenwind blies ihm um die Ohren.

Als der frühe Sommermorgen anbrach, waren die Danziger unbeschränkte Herren des feindlichen Lagers, aller Geschütze, von allem aufgehäuften Kriegsmaterial und Proviant.

Ein Jauchzen klang wie aus einer Kehle über die Weichsel dahin. Die Polen hatten die deutsche Faust kennen gelernt. Man hatte ihnen Achtung vor den Deutschen beigebracht und ihren Übermut heilsam gedämpft. Alle wußten es: Noch war nicht der letzte Schwertschlag getan und die letzte Hakenbüchse gelöst in diesem Krieg. Noch mancher Mutter Sohn würde ins grüne Gras beißen müssen. Aber sie wußten auch, daß sie mit Ehren bestehen und den Feind zahm machen würden.

Claus Unger trat auf Jürgen zu. „Ihr waret der erste im Lager. Euch soll darum auch die Ehre zuteil werden, die Beute gen Danzig zu geleiten.“ Dann befahl er, schleunigst die polnischen Geschütze, Kugeln und Waffen auf das andere Flußufer zu führen.

In den Siegesjubel klang gedämpfte Trauer. Manch Danziger lag erschlagen. Am Ufer lag auch die Leiche des schottischen Kapitäns Robert Gurlay. Er war einer der Letzten gewesen, die aus den Booten sprangen, und er hatte dabei einen Schuß in den Arm bekommen. Da war er zu kurz gesprungen, unter das Boot geglitten und ertrunken, da der schwere Panzer ihn nicht emporkommen ließ und im allgemeinen Getümmel der Nacht keiner seiner achtete.

Boot auf Boot fuhr nach Weichselmünde hinüber und zurück, die Besatzung herüber zu holen und die Beute zu bergen. Wichtig war auch das Niederlegen der polnischen Verschanzungen. Alles griff zu Spaten und zur Hacke. Die Palisaden, die man nicht herübernehmen konnte, wurden auf einen Haufen gelegt und angezündet. Ein lustiges Freudenfeuer wogte und züngelte zum Himmel empor. Bald waren die Wälle abgetragen und die Gräben ausgefüllt. Viel Zeit hatte man nicht. Denn die Reiter des Königs waren nicht allzu weit und König Stephan würde nicht zögern, sie loszulassen, um den Feind bei der Arbeit zu stören.

Das Lager bot noch ein deutliches Bild der Überraschung. Wild am Boden zerstreut, neben eingestürzten Zelten lagen Gewänder und Waffenstücke. Pferde irrten wiehernd umher und wurden nur mühsam eingefangen. Überall standen noch Humpen, Gläser und Becher

und halbgefüllte Fässer vom abendlichen Fest, das Weyer so teuer zu stehen gekommen war.

Einige Söldner griffen nach den Resten des Trunks. Aber Ungers Stimme dröhnte dazwischen: „Nach der Arbeit! Jetzt ist keine Zeit dazu.“

Als die Geschütze, soweit sie nicht in Weichselmünde eingebaut wurden, auf die Danziger Prähme verladen waren, ging Claus Unger zu Jürgen, der schwitzend mit hochrotem Antlitz beim Graben half. „Genug der Handwerksarbeit, Junker. Auf nach Danzig. Tröstet die Herren vom Rat und holt Euch Ehrung.“

„Dank Euch, Herr. Ihr mehrt mein Glück in überschwenglicher Weise. Und dennoch ist es nicht vollkommen.“

„Ihr habt große Ansprüche für Eure Jahre. Was begehrt Ihr noch? Meine Halskette oder den Oberbefehl?“

„Den alten Weyer,“ sagte Jürgen.

Unger lachte. „Ja, der Fuchs ist entwischt und hat nur den Balg in seiner Höhle gelassen. Sei es drum. Ich möchte nicht das Frühstück verzehren, das ihm Stephan Bathory heute anrichten wird. Gehabt Euch wohl. Hier ist noch viel zu tun.“

Nach mehrstündiger Fahrt, begrüßt vom entgegenkommenden Volk, das die Kunde des Sieges schon empfangen, legten die Kähne mit den erbeuteten Geschützen am alten Krahntor an. Im Innern des Turms drehten sich die großen hölzernen Räder, von Menschen getreten, und knarrend senkte sich die schwere Eisenkette nieder, um die Geschütze emporzuheben und ans Land zu bringen.

Eifrig studierte man an den Namen und den Inschriften eines jeden herum. Auf einem stand, fein säuberlich graviert:

„Schreck den Gast, heiß ich.“
Gert Penning goß mich Anno 1555.

Ein anderes prahlte:

„Stürze den Kerl, bin ich genannt.
Ich kann Gesunde töten ohne eine Hand.“

Die Kundigen prüften die königlichen Wappen auf den Geschützen. Der Mühlenmeister Stenzel Bornbach rief den Umstehenden zu: „Allhier sind die Wappen von König Kasimir, von Sigismund I. und Sigismund August. Ihr seht also, liebe Freunde, daß wir gottlob die heiligen drei Könige in unserer guten Stadt haben. Ansonsten kamen sie nur im Januar, aber jetzt bemühen sie sich mitten im heißen Sommer zu uns.“

Und Hans Nitzel, der Brauer, rief dazwischen: „Hat nicht ein Wahrsager dem König Stephan prophezeit, daß ein König über 14 Tage nach Johanni in die Stadt Danzig einziehen würde? Seht ihr nun, wie sehr er recht behalten hat?" Die Freude schlug hohe Wogen.

Nur langsam nahm der Zug mit den an Land gebrachten Geschützen und Soldaten seinen Weg, durch die Breitgasse, die Zwirngasse und weiter, die Brotbänkengasse überquerend, durch die Kürschnergasse zum Langen Markt, wo der Rat wartete.

Jürgen hatte einen kräftigen Schimmel unter sich. Er saß stolz wie ein König darauf, die Rechte an dem breiten Zügel, die Linke an dem Säbel, der heute nacht so gute Arbeit verrichtet hatte.

So hatte er sich in kühnen stolzen Träumen seinen Einzug in die Heimat gedacht: In strahlendem Sonnenschein, unter dem Jubel des Volks und umrauscht von den Tönen der Glocken, die ihn begrüßten. Sein Herz war voll zum Springen, und als er an einer Straßenecke Bartel erkannte, hätte nicht viel gefehlt, daß er vom Pferd gesprungen wäre, um den treuen Freund zu umarmen.

Er winkte fröhlich zu ihm herüber. Und Bartel, den viel neidische Blicke trafen, wurde rot vor Verlegenheit und Freude.

Die Bürger zogen im gleichen Schritt mit den Soldaten und ließen sich die Ereignisse der vergangenen wilden Nacht immer aufs neue erzählen. Keine Einzelheit war zu gering, daß man nicht begierig nach ihr haschte. Großes Bedauern schuf die Kunde von den Geschützen, die man in die Weichsel hatte versenken müssen, da man keine Zeit mehr zum Mitnehmen gehabt. Sie hatten Kugeln von 72 Pfund geschossen, und man hätte sie gerne gegen ihre einstigen Besitzer gerichtet. Aber Martin Kazanowski war mit seinen polnischen Reitern schon zu nahe gewesen. Andere hatte man beim Nahen des Feindes gesprengt, darunter die „Baba" (Großmutter), von der man einzelne zersprungene Stücke mitbrachte.

Am Rathaus saß Obrist von Köllen hoch zu Pferde. Seine Gefühle waren gemischt. Er hatte gleichzeitig mit dem Überfall bei Weichselmünde einen Angriff auf das königliche Lager am Bischofsberg machen wollen. 2000 Hakenschützen und Reiter standen zum Ausfall bereit am Heiligen-Geist-Tor. Im letzten Augenblick hatte der Rat ein strenges Verbot gesandt. Es war schon schlimm genug, daß der tollkühne Zug nach Weichselmünde nicht mehr verhindert werden konnte. Gänzlich hatte man die Kampfbegier der Truppen freilich nicht dämpfen können. Es kam zu einem kleinen Scharmützel vor den Wällen, in dem die Polen dreißig Mann verloren.

Der Obrist neigte sich lächelnd zum Bürgermeister herab. „Ich muß ergebenst um Verzeihung bitten, gestrenger Herr, daß wir diese Kriegstat wider Euren Willen verübt, und ich lege meinen Kommandostab gehorsamst und gar demütiglich zu Euren Füßen, so Ihr es befehlet."

Der Bürgermeister verzog keine Miene, als er antwortete: „Ich werde es vor den Rat bringen." Aber als er in das etwas verdutzte Gesicht des Kriegsmannes blickte, setzte er lächelnd hinzu: „Mich dünkt, Euch wird Gnade gewährt werden."

„Das meine ich auch," sagte Köllen, verschmitzt lächelnd. „Ist der Rat mir doch auch Genugtuung schuldig."

Jetzt war die Reihe des Verblüfftseins an dem Bürgermeister. „Wie soll ich das verstehen, Herr Obrist?"

„Weil er durch sein Verbot mich um viel Glorie am Bischofsberg gebracht hat," rief Köllen lachend, und ritt im leichten Trab davon.

Er hatte den jungen Giese erblickt.

„Ihr habt Euch gar trefflich eingeführt, Junker," rief er ihm über die Köpfe der Bürger hinweg zu. „Ich weiß alles."

Jürgen wehrte bescheiden ab. „Nur meine Pflicht tat ich, sonst nichts."

„Ei, daß jeder jetzund in solcher Art seine Pflicht täte," rief der Obrist und blickte fast drohend ringsum. „Dann wollten wir die Polen allesamt in die Ostsee werfen, wo sie am tiefsten ist."

Ein brausendes Hoch ertönte. Die Volksmenge drängte sich um den Obristen und jauchzte ihm zu.

„Ich muß euch wehren, Freunde," sagte er, „so sehr euer Beifall einem alten Kriegsmann auch das Herz wärmt. Ich bin, Gott sei es geklagt, nicht der Sieger. Das sind diese dort und der junge Jürgen Giese hier. An ihn haltet euch mit eurem Beifall." Und er nickte frohen Auges zu dem errötenden Jürgen herüber, dem sich nun das begeisterte Volk zuwandte.

Der Name Giese hatte alte, fast entschlafene Erinnerungen geweckt. War es des gestrengen Ratsherrn Sohn, der einst bei Nacht und Nebel aus der Stadt gewichen, also daß man schon von seinem Tod geredet? War das alte Wort nun wahr geworden, daß Gott keinen guten Danziger untergehen läßt? Und höher schlugen ihm die Herzen entgegen.

Nur langsam kamen die Geschütze vorwärts. Wollte doch jeder ihre Namen, Jahreszahlen und Sprüche lesen. Besonderen Jubel erregten die Danziger Geschütze, die von den Polen bei Liebschau erbeutet waren, und die man ihnen nun abgejagt hatte. Man hatte das er-

lösende Gefühl, daß eine Scharte ausgewetzt und die Stadt wieder gerettet sei.

Vor dem Rathaus kamen die Truppen besser vorwärts. Hier war abgesperrt, um dem versammelten Rat die Begrüßung zu ermöglichen.

Jürgen schlug das Herz heftiger denn in dem Gefechte der vergangenen Nacht, als er unter den Ratsherren seinen Vater erblickte. Was würde er sagen? Würde er ihn jetzt in die Arme schließen?

Des Bürgermeisters Worte unterbrachen seinen Gedankengang. Halb wie im Traum hörte er die feierlichen Sätze. Endlich war die Begrüßung vorüber. Die Geschütze wurden zum Hohen Tor gebracht. Die Soldaten begaben sich in die Quartiere, und die Bürger zerstreuten sich langsam.

Jürgen ritt zu seinem Vater heran, sprang vom Pferde und sagte: „Wie steht es nun mit uns, Vater?"

Der Ratsherr blickte zum Artushof herüber, dessen Pforten weit geöffnet standen, und aus denen die Gesänge der feiernden Gewerke herübertönten, und sagte halblaut: „Mich dünkt, hier ist kein Platz für rührsame Szenen. Wenn der Krieg zu Ende ist, wollen wir uns wieder sprechen." Er wandte sich um, und keine Muskel seines Gesichts zuckte. Niemand sollte merken, wie sein Herz bewegt war.

Aber Jürgen ergab sich nicht so leicht. „Die Hand wirst du mir doch wohl reichen, Vater? Das wenigstens habe ich verdient?"

Der Ratsherr sah ihn ernst an. „Der Jubel des leicht beweglichen Volks steckt mich nicht so leicht an, wie du es wünschest. Was du da geleistet hast, war ein gutes Probestück, aber es war — vergiß das nicht — wiederum wider das Gesetz. Es ist mir bitter, zu sehen, daß all dein Tun immer im Bunde mit denen ist, die dem Allgemeinen widerstreben. Laß mich eine andere Tat sehen, die von Anbeginn bis zum Schluß das Licht der Sonne verträgt, und dann komm in mein Haus: Es soll dir offen stehen. Aber erst dann."

„Du verstehst trefflich, bitteren Wermut in meinen Trunk zu mischen."

„Es ist auch nicht meines Amtes, dich mit Konfekt zu füttern. Du tatest es auch nicht immer, will mich dünken."

Die Menge schob sich zwischen die beiden und trennte sie.

Jürgen warf noch einen flehenden Blick zum Vater herüber. Aber der Ratsherr war schon im Gespräch mit dem Hauptmann Hans Österreich von der vierten Fahne.

Da schwang er sich wieder aufs Pferd, die Stirn gerunzelt, die Hand bebend am Zügel. Noch einen suchenden Blick über die Menge hin-

weg, ob er nicht Bartel sehe, nach dem ihn verlangte — dann ritt er in schnellem Trab davon, der Hundegasse zu, wo ihm im Quartier des Obristen Platz angewiesen war. Tränen verdunkelten seinen Blick. Ihm war wahrlich nicht nach einem Gelage bei lärmender Musik und Siegesjubel zumute. Aber er durfte die Einladung des Oberbefehlshabers nicht ausschlagen.

Er saß ernst bei der Feier und trank nur gezwungen. Der Wein schien ihm sauer, obwohl es der beste aus dem Ratskeller war, und das Bier schien bitter und schal, obwohl es starkes süßes Danziger Bier war.

„Potz Stephan!" rief Jost Pein, der Hauptmann der fünften Bürgerfahne, zu ihm herüber. „Hat es Euch die Petersilie verhagelt, daß Ihr gleich einem büßenden Mönch dasitzet? Auf, trinkt auf das Gedeihen unserer guten Stadt und auf das Verderben aller, die ihr übel wollen."

Jürgen tat herzhaften Bescheid.

Gleich darauf trat der Obrist zu ihm. „Ich habe dem Schauspiel wohl beigewohnt, das Vater und Sohn heute gaben," sagte er ernst. „Aber glaubt, Junker, bald folgt ein anderes mit anderem fröhlichen Ausgang, so wahr ich Winkelbruch von Köllen heiße."

„Gott wolle es fügen," entgegnete Jürgen verzagt. „Aber ich glaube nicht mehr daran."

„Ei, laßt die Grillen! Euer Vater ist ein knorriger alter Stamm und nicht auf den ersten Streich zu fällen. Glaubt, es ist noch mancherlei Gelegenheit zu Auszeichnung und frischer Tat. Ihr sollt sehen, Ihr werdet Euch das väterliche Haus erschließen und ruhmvoll darin einziehen. Denn Stephan Bathory wird uns jetzt hart anpacken."

Wie eine Bekräftigung dieser Worte rollte starker Kanonendonner über die Stadt. Die Fensterscheiben zitterten und klirrten. Im Krachen der Einschläge, im Dröhnen der Mörser und Kartaunen verstummte der Lärm des Festes.

Boten kamen und meldeten, daß eine Kugel in das Gewölbe der Marienkirche eingeschlagen sei. Eine andere habe den Rathausturm getroffen und das Glockenspiel arg beschädigt.

Das kränkte Jürgen mehr als alles vorherige. Sie wagten also, seine geliebten Glocken in ihrem Sang zu stören! Er hob sein Glas: „Trinken wir darauf," rief er über die Tafelrunde hinweg, „daß wir den Polen bald ein treffliches Glockenspiel bereiten, das ihnen die Ohren zersprengt."

Und von da an war er einer der Lustigsten des Kreises.

Aus dem Kriegstagebuch Stenzel Bornbachs, Mühlmeisters an der großen Mühle

... Am 14. Juni, des Freitags, schossen die Polen Tag und Nacht weidlich in die Stadt, sonderlich auf den Turm bei dem Hohen Tor. Da schossen sie hundertsechzig Schuß hinan und erschossen Hans Sekken, eines Apothekers aus der alten Stadt seine Magd auf der Heiligen-Geist-Brücke, wie sie durch ein Schießloch auf den Bischofsberg hinausgucken wollte. Und einen Doppeltsöldner erschossen sie auch auf dem Rundel bei dem neuen Turm, und ein oder zweie waren auch an Händen und am Leibe schampfiert (verletzt), aber nicht sofort gestorben. Sonst geschah nicht sonderlicher Schaden in der Stadt, ausgenommen, daß etliche Löcher in die Giebel und die Dächer geschlagen. Das Volk ging gleichwohl auf den Gassen hin und wieder ohne alle Scheu und achtete solcher ansehnlicher Botschaften aus den Büchsen ganz und gar nicht.

Am 15. Juni, des Sonnabends, schossen die Polen noch immerdar auf das Hohe Tor, denn sie fürchteten, die Danziger möchten etliche Geschütze hinaufbringen und ihnen viel Schaden auf dem Berge tun, wie es auch wohl hätte mögen geschehen. Etliche aber sagten eine andere Ursache, nämlich weil man vormals in dem Turm das Pulver pflegte zu halten, wollten die Polen den Eingang mit so heftigem Schießen wehren, daß man kein Pulver daraus kriegen sollte. Und wollten sich darnach in der Sandgrube verschanzen und beim Hohen Tore anheben zu stürmen. Da das der Obrist vermerkte, ließen sie flugs das Tor an der Brücke mit Mist bedecken und den Turm auf den Abend mit Wolldecken behängen.

Auf daß auch die Polen sehen sollten, daß man von ihrem Schießen nicht sehr erschrocken und verzagt war, ließ Claus Unger einen Kerl von Holz und Stroh auf einem offenen freien Platze bei dem Aschehof aufrichten und gab ihm ein Fähnlein in die Hand. Darnach um Mittag ließ er mit vier Trompeten zu Tische aufblasen, nahm selbst dem Kerl das Fähnlein, hart vor der Feinde Nase, aus der Hand und ging damit davon. Die Lanzknechte nahmen den gemachten Kerl auf eine Stange, schleppten sich mit ihm auf dem Rundel hin und wieder und hielten ihn immerzu auf der Schildwache, da am meisten hingeschossen ward, und vexierten die Polen immer damit.

Solches verdroß die Polen so sehr, daß, wo sie vorhin zu 40 bis 50

Schuß in einer Stunde taten, schossen sie darnach zu 60 und 70 Schuß in einer Stunde. Sie erschossen einen armen Kornwerfer aus der Vorstadt, Mann und Weib im Bette liegend, zu Tode. Das Weib hatte ein säugendes Kind an der Brust gehabt, dasselbe ist nicht im geringsten schampfieret worden. Eine Kugel kam auch in einem anderen Hause zwischen zwei kleinen Jungen ins Bett geflogen und keinem Schaden getan. Denn was Gott will erquicken, kann keine Kugel zu Tode drücken ...

Am 16. Juni, des Sonntags, unter der Predigt geschah ein Teufelsgetrieb in der Kirche zur Pfarre (Marien) und zu St. Johann. Denn ein Landsknechtsweib hatte etliche Tage zuvor davon gesagt, daß an allen Belagerungen der Städte gemeiniglich auf den Sonntag der Teufel sein Gespenst in der Kirche pflege zu haben. Also ist es auch zu Danzig erfahren worden. Denn es war ein Bauer bei einem Tor mit fast viel Briefen ergriffen worden, der heimlich hinaus wollte, wie er aber von der Wache deshalb zur Rede gesetzt war, gab er die Flucht und lief bis auf den Pfarrkirchhof, daß man ihn nicht ergreifen konnte. Wie er sich aber begann in die Kirche hinein unter die Predigt zu begeben, schoß ein Landsknecht nach ihm an die Kirchentür. Des erschraken die Leute in der Kirche und wußten nicht, was das Laufen in der Kirche unter der Predigt bedeuten sollte. Sie meinten nichts anderes, denn daß ein öffentlicher Aufruhr in der Stadt wäre. Die Frauen und Jungfern begannen ohnmächtig zu werden, etliche verloren Pantoffel, Mäntel und Mützen und machten sich aus der Kirche hinweg.

Zu St. Johann aber waren etliche Betteljungen und ein wahnsinniger Kerl, die narrten sich bei den Glockenstricken und begannen Sturm zu schlagen. Da dies das Volk hörte, erhub sich ein Gelaufe in der Kirche, ein jeder wollte auf seinen Stand und in den Harnisch. Auf das letzte aber sah man, daß es nur Narrenwerk und des Teufels Gespenst oder Betrieb war ...

Am 25. Juni, des Dienstags, haben die Polen wieder heftig angehoben zu schießen, und das meiste Teil großer steinerner Kugeln von 150 Pfund schwer in die Stadt geworfen, das meiste alles nach dem Rathaus gezielt, aber es ist nur eine Kugel in das Dach auf das Rathaus über die Kanzlei eingekommen. Die andern fielen in die Häuser ringsum, aber am Volke ist gottlob niemand schampfiert. Sie warfen auch wohl Feuerkugeln in die Stadt, aber es sind ihrer nur drei in die Stadt gekommen. Eine kam auf die Vorstadt zwischen zwei Häuser. Sie war bald mit Mist und Wasser gedämpfet und gelöschet. Die

andere kam in einen Graben und die dritte blieb vor dem Graben liegen und haben keinen Schaden nirgends nicht getan. Denn unser Herrgott hörte unsere Gebete auch an...

Am 29. Juni, des Sonnabends, hub der König wieder an zu schießen. Nachmittags mit großen gewaltigen Steinkugeln und schoß in der Schirmmachergasse den Giebel weg, schampfierte etliche Dächer, eine Person oder zwei seien auch von Ziegeln zu Tode gefallen. Er schoß also die ganze Nacht durch.

Am 5. Juli, des Freitags, schickten die Reiter ihre Reitersjungen und Knechte ins Werder, um Futter, Heu, Stroh und andere Nahrungsmittel zu holen, ihrer ungefähr 30 oder 40. Dieselben ritten hinan bis nach Dirschau, ließen die Stadt anblasen und von wegen der Stadt Danzig auf Gnade und Ungnade auffordern. Der Bürgermeister kam zu ihm herauf und begehrte einen Waffenstillstand, um die Antwort zu bedenken, und schickte eilends zum Könige, ihm solches anzuzeigen. Der König war des erbittert und schickte ihnen bald 2000 Reiter und drei große Stück Geschütze zu Hilfe, daß man sie entsetzen sollte. Unterdes aber machten sich die Jungen weg, nahmen mit sich, was sie an Raub bekommen konnten, plünderten des Moritz Schefke Hof zu Sperlingsdorf und brachten einen Haufen Vieh, Butter und anderer Lebensmittel genug in die Stadt. Da die Polen gegen Dirschau kamen, fanden sie niemand vor sich und waren darüber zu Narren gemacht.

Auf den Abend war Claus Unger wieder lustig und ließ auf dem Rundel gegen den Feind aufblasen: „Ich bringe den Herrn einen Schlaftrunk, ich bringe den Herrn einen Schlaftrunk". Darnach wurde ihnen durch die Trompeter zugeblasen: „Kuhdieb, Kuhdieb". Solches brauchte er oft, damit er den Feind verärgerte und verbitterte, daß er sich vom Berge an die Stadt machen sollte, da konnte man ihn desto besser mit dem Geschütze einen Abbruch tun und von Tag zu Tag schwächen. Aber die Polen wollten nicht herunter, sondern gaben wieder Schmähworte von sich.

Am 6. Juli, des Sonnabends, ist nichts Sonderliches geschehen, ohne allein, daß der König, wie er alle Tage pflegte zu tun, mit großen steinernen Kugeln, auch kleinen eisernen Kugeln in die Stadt geschossen hat, aber am Volk wenig Schaden getan, ausgenommen, daß er einen Zimmermann auf dem Rundel erschossen hat, wie er ein Blockhaus aufrichten wollte. Und in die Stadt schoß er wohl viel Kugeln an die Giebel der Häuser, aber ganz wenig Menschen sind schampfieret. Bei dem Kaspar Schachmann sind die 15 Kugeln eingeflogen. Und niemanden im Hause die ganze Zeit über schampfieret. Beim Herrn Niederhof

ist ein großes Stück vom Giebel weggeschossen, aber auch nicht einen einzigen Menschen schampfieret.

Auf dem Damm vor Hans Nitzel haben etliche Weiber und Mägde vor der Türe Kleider gewaschen. Da kam eine große steinerne Kugel geflogen, fiel in die Waschbalge, bespritzte das Volk herum, schlug den Boden in den Keller hinunter und schampfierte sonst keinen Menschen nicht.

Alle Schüsse zu zählen ist unnötig, gottlob, daß sie ohne Schaden abgegangen sein. Man darf nicht sagen, daß wir ganz und gar von Gott verlassen wären.

Am 9. Juli, des Dienstags, aber als der Bathor, der König, vernommen oder gehört hatte, daß man ihm seine Schanze vor der Münde schleifte und der Erde gleich machte, war er böse und befahl flugs in die Stadt zu schießen, wie es auch geschah, daß man mehr den Tag über als sonst in drei oder vier Tagen in die Stadt schoß und das meiste nach dem Ratsturm, da sie auch den Zeiger schampfierten, daß er nicht mehr schlagen konnte. Dem Melcher Schachmann ist auch eine Kugel an seinen Giebel gekommen und zurück in Paul Jaschkens Haus geprellet, aber des Schachmanns Töchterchen von fünf Jahren durch die Fliesen und Ziegel vom Giebel zu Tode gefallen. Einen armen Pracher (Bettler) bei dem Ketterhager Tor hat er auch totgeschossen, auch eine Magd auf dem Damme und sonst hin und wieder in Häusern viel Schaden getan. Doch gottlob nicht so viel, als er wohl meinete. Denn konnte er uns mit einem Schuß alle totschießen, er würde nicht viel schießen und viel Unkosten darauf gebrauchen ...

Am 10. Juli, des Mittwochs, ging die Rede, daß man dem Könige einen ungarischen Herrn und vornehmsten Hauptmann erschossen habe. Des war der König übel zufrieden und ließ wieder gewaltig in die Stadt schießen, aber hat gar großen Schaden nicht getan. Er ließ auch die Wasserkunst vor der Stadt, welche groß Geld gekostet hat, anstecken in der vergangenen Nacht, welche sehr nebelig war, daß man nichts vor sich sehen konnte. Desgleichen ließ er anstecken Jakob Schellens Mühle und andere Gebäude, so noch um die Stadt herum standen, als ein kleines Häuslein beim neuen Kirchhof und die Bude, da die Glocken gehangen haben. Die Vogelstangen hatten sie auch einmal oder zweimal angesteckt, aber sie wollten nicht brennen.

In der Nacht zum 13. Juli begaben sich die Polen mit ihren Pferden unter den Berg, daß man die Pferde in den Gräben wiehern hörte. Unterdes kam ein Moskowiter vor das Hohe Tor auf einem stattlichen Rosse gerannt, Gnade bittend, daß man auf ihn nicht schießen sollte,

und redete polnisch. Wie er vor das Staket beim Hohen Tor kam, saß er vom Pferde ab, band das Pferd an das Staket und lief selbst noch nach dem Blockhause zu. Auf den Morgen ward er in die Stadt eingelassen, sein Pferd aber von hundert Talern Wert, riß sich vom Staket ab und lief wieder den Weg, da es hergekommen war. Wie der Moskowiter einkam, sagte er, daß er sieben Jahre zu Marienburg gefangen wäre gewesen und weil er im Lager vernommen hatte, daß sich die Stadt unter den König von Dänemark begeben wollte, so hätte er sich von den Polen aus dem Gefängnis in diese Stadt begeben, in der Hoffnung, daß er wieder nach Moskau zu den Seinen kommen möchte, und sagte alle Gelegenheit, wie es im Lager auf dem Berge stund...

Das letzte Ringen

Ist der König zu sprechen?" fragte Zborowski. — „Ich warne Euch," rief der wachhabende Offizier leise. „Er ist gereizt gleich einem Tiger." — „Ich bin herbefohlen."

„Habt Ihr Gutes zu berichten?" Zborowski antwortete nur mit einem Kopfschütteln. „Alsdann seht Euch vor!"

Beide blickten auf die Stadt zu ihren Füßen, in der reges Leben herrschte, als sei tiefster Friede.

„Wer hätte das gedacht!" stöhnte Zborowski. „Aber der Weyer ist an allem schuld. Hätte er Weichselmünde genommen, säßen wir heute in der Stadt drunten und schwelgten wie die Mäuse in der Speisekammer."

Der Offizier nagte an einer Brotrinde. „Derweil hungern wir und dürsten. Kein Krämer will mehr etwas für die polnischen Groschen hergeben. Und kaum ein Trunk Wassers ist in der Hitze zu bekommen, vom Weine ganz zu schweigen. Am besten wäre es, wir rückten ab."

„Pst," machte der andere. „Wenn das der König hörte, machte er Euch um einen Kopf kürzer." Beide blickten zum Zelt, über dem die königliche Standarte mit dem weißen Adler schlaff zusammengeknüllt herabhing. Die auf- und abgehenden Schritte des ruhelos wandernden Königs dadrinnen waren deutlich zu hören.

„So treibt er's Tag und Nacht," flüsterte der Offizier. „Er hat sich des Schlafes schier ganz und gar entwöhnt. Es ist höchste Zeit, daß etwas geschieht."

„Nicht alle Äpfel fallen vom Baum. Man muß schütteln oder warten können bis sie reif werden."

„Gut gesagt. Aber der Sommer geht zur Neige und ich sehe die Apfelernte noch nicht."

Im Zelte des Königs war jetzt nicht gut hausen. Mißtrauischen Blickes prüfte Stephan Bathory jeden eintretenden Boten, ob er etwa neue Hiobsposten brächte. Bald wagte keiner mehr, vor den ergrimmten König zu treten. Stündlich gab es harte Worte und wilde Auftritte. Oberst Weyer war das erste Opfer der königlichen Ungnade geworden und zur Freude der andern adligen Schlachtzizen weggeschickt worden, da ihn der König nicht mehr sehen mochte. Er hatte gedroht, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen.

Die Beschießung der Stadt schritt nicht voran. Die Kugeln flogen zu weit oder zu kurz. Die Belagerten nahmen sie auf und schickten sie wieder zurück ins polnische Lager. An den Zeichen darauf erkannte man sie wieder. Auch die Brandkugeln versagten, da die Städter nasse Ochsenhäute auf die Dächer gelegt hatten. Einige kleine Brände, die man beobachtet hatte, waren im Erstehen gelöscht.

„Ist denn keiner da, der mir diese Stadt zwingt und zu Füßen legt, diese eine Stadt?" stöhnte der König.

Endlich trat Zborowski ein und mußte berichten, was der Trompeter ausgerichtet, den er mit einer Botschaft in die Stadt gesandt. Auch hier gab es nichts Gutes zu hören. Jochem Braust, der früher in Danzig gewesen und jetzt mit einem kleinen Reitergeschwader in polnischen Diensten stand, hatte ihm Briefe an Danziger Söldnerführer mitgegeben. Das wäre dem Boten fast zum Verhängnis geworden. Der Rat hatte ihn festgesetzt und Obrist Köllen hatte ihn hängen wollen, weil er zu Verräterei und Ungehorsam aufgefordert. Auf die königlichen Briefe war unter diesen Umständen nicht einmal geantwortet worden.

„Wer hieß Euch, solcherlei Briefe mitzugeben?" donnerte der König.

„Es müssen allerlei Dinge versucht werden," antwortete Zborowski achselzuckend. „Oft schon hat List mehr erreicht denn Gewalt."

„Wunderbares habt Ihr erreicht," höhnte der König. „Wißt Ihr, daß wir zum Spott der ganzen Christenheit hier liegen? Wißt Ihr, daß derweilen mein Reich in Stücke geht? Chodkiewicz, unser Kastellan von Wilna, hat mir vermeldet, daß tatarische Banden in Podolien einfallen und es verheeren. Der Moskowiter ist über Livland hergefallen und hat Dünaburg eingenommen. Und die Länder der Krone stehen schutzlos. Überall steht der Feind an den Grenzen und wir beißen uns die Zähne an den Wällen hier aus."

„Nur ein wenig Geduld, Eure Majestät, und das Strafgericht über alle Übeltäter ist da."

„Geduld? Wie lange? Bis die Hansa doch noch eingreift? Sie haben sich in Lübeck geeinigt und Friedrich II. von Dänemark als Führer vorgesehen; oder bis die deutschen Potentaten doch eingreifen? Der Adel Polens, Siebenbürgens, Ungarns verblutet hier in nutzlosen Gefechten. Wie lange sollen wir noch warten?" Das letzte schrie er Zborowski ins Gesicht.

Der trat einen Schritt zurück und fragte eisig: „Ich darf mich wohl zurückziehen?"

„Neues muß getan werden," tobte der König weiter, ohne ihn zu hören. „Neue Versuche, neue Wagnisse. Was noch niemand getan hat, wollen wir tun. Ich hoffe nicht zu sterben, ehe ich mich an den deutschen Hunden gerächt habe." *) Plötzlich blieb er stehen. „Vorher geben wir die Beschießung auf und ziehen ab."

„Ew. Majestät!" bat Zborowski mit erhobenen Händen.

„Ihr gebt sofort den Befehl zur Wegführung der Geschütze. Alles muß heimlich und in größter Eile geschehen. Morgen beim ersten Tagesgrauen marschieren wir ab." Der andere stand noch immer da, ungläubig und verzweifelt. Der König stampfte mit dem Fuß auf: „Wollt Ihr gehorchen oder nicht?"

Wortlos verneigte sich Zborowski und verließ das Königszelt. — Wachtfeuer brannten in verstärkter Zahl die ganze Nacht um den Abzug zu decken. Am nächsten Morgen verließen die Polen ihre Verschanzung auf dem Bischofsberg. Bald lastete glühender Sonnenbrand auf Tieren und Menschen. Nur langsam ging der Marsch. Der König war nirgends zu sehen: er war als Erster, von einer kleinen Eskorte begleitet, davongesprengt.

Es gab scharfe Scharmützel zwischen dem Nachtrab und den Danziger Verfolgern.

Im Danziger Werder erst erfuhr man von den Plänen des Königs. Sie waren großzügig und steigerten sich ins Wahnwitzige. Die Weichsel sollte abgedämmt werden, um Danzig zu schädigen und auf die Knie zu zwingen.

Heimlich lächelten die Schlachtzizen einander an. Achselzuckend nahmen sie die Befehle entgegen, zögernd verließen sie den Herrscher.

Stephan Bathory sah es wohl. Aber er spottete ihres Kleinmuts. Die ganze Welt sollte den Willen eines echten Königs kennen lernen.

---

*) Historische Worte des Königs.

Gleichzeitig beorderte er die ganze Artillerie nach der Nehrung, um den Danziger Hafen und Weichselmünde von dort aus anzugreifen und zu beherrschen. Er ließ sich die Pläne des Weichsellaufs vorlegen und bestimmte genau, wo man ihn abdämmen sollte. Er ordnete alles selber an Ort und Stelle an. Dort sollten mit Steinen beladene Kähne versenkt, dort Dämme aufgeführt, dort Brücken abgerissen, dort Höhen abgetragen werden. Rastlos und ruhelos, gepeitscht von Ehrgeiz und Ruhmsucht, irrte er überall umher, alles beaufsichtigend und strenge Strafen über Säumige verhängend. Die Bäume an den Straßen waren voll Gehenkter. Murren erhob sich im Lager.

Als der König die Polen wegen ihrer Untauglichkeit schalt und sich eine ungarische Leibwache schuf, kam es vor seinen Augen zu einer wütenden Schlägerei zwischen Ungarn und Polen, bei denen mehrere Dutzend auf dem Platze blieben.

Eine kurze Zeit wurde fieberhaft gearbeitet; aber dann sah man das Unmögliche ein und ließ die Hände sinken. Der Strom riß die Dämme auseinander und brauste über die versenkten Kähne hinweg, sie mit jedem Tage gründlicher zertrümmernd.

Auch die Artillerie kam nicht vorwärts, obwohl der König nach eigenen Entwürfen Dämme hatte aufwerfen lassen. Die Geschütze blieben bis an die Achsen in Sand und Sumpf stecken.

In ohnmächtigen Racheakten tobte sich der Zorn des Königs aus. Ringsum brannten die Bauern- und Herrenhöfe. Vergebens rieten die Offiziere ab, man dürfe sich nicht selber aller Stützpunkte berauben. Stephan Bathory hörte sie gar nicht. Mit wildem Lachen sah er in die aufzüngelnden Flammen, in denen Häuser, Scheunen und Ställe verbrannten.

Dann wurden die einsamen Bauernkaten abgesengt. Händeringend sahen die armen Männer und Frauen, soweit sie die Sorge um ihr Hab und Gut am Platz gehalten hatte, der sinnlosen Vernichtung ihres Eigentums zu. Der König ritt über ihre Leiber hinweg, wenn sie sich flehend ihm zu Füßen warfen.

Längst wagte keiner mehr ohne besonderen Befehl dem König zu nahen. Zähneknirschend wand er sich auf seinem Lager, Tag und Nacht keinen Schlaf findend. Mitten in einer Nacht sprang er vom Lager auf und gab seiner Leibwache den Befehl: „Nach Weichselmünde reiten!"

Alle sahen sich verblüfft an. Hatten sie recht gehört? War der König irre geworden?

Aber es gab keinen Widerspruch. Schnell wurden die Pferde

gesattelt und eine Reiterfahne von zweihundert Mann zur Deckung gegeben.

Es regnete in Strömen. Ganze Wolkenbrüche prasselten vom Himmel nieder, der alle Schleusen geöffnet hatte. Unbarmherzig spornte und peitschte der König sein Pferd und war allen voran. Im schnellsten Trab, soweit es die durchweichten Wege der Nehrung erlaubten, gelangten sie bei tiefer Nacht in den Rücken der Feste. In schwachen Umrissen zeichneten sich Blockhaus und Turm von Weichselmünde ab. Man hörte die Signale und die Ablösungsrufe der Wache. Den Pferden wurden die Mäuler zugehalten, damit ihr Wiehern sie nicht dem Feind verrate.

Die Begleiter des Königs raunten einander ihre Besorgnis zu, daß die Belagerten einen Überfall auf sie machen könnten und mit ihren paar hundert Reitern rasch fertig werden würden.

Stephan Bathory hielt einsam, in großem Abstand von den anderen auf einem kleinen Hügel, die Hand fest am Zaum. Sein Auge durchbohrte die Finsternis und erkannte die Lichter in der Festung. Warum hörte der Regen nicht endlich auf? Wenn die Rebellen dort den König sehen würden, würden sie sicher zu Kreuze kriechen.

Einen Augenblick durchzuckte ihn der Gedanke, drauf los zu reiten und die Feste durch Überrumpelung zu nehmen. Aber er sah wohl, daß sie jetzt auch auf der Nehrungsseite durch Wall und Graben wohl verwahrt war. Es war Wahnsinn, an einen Überfall zu denken. Und immer vernehmlicher klang hinter ihm das Murren seiner Begleiter.

Stöhnend vor Wut gab er endlich nach. Ohne ein Wort zu sagen, riß er den Hengst herum und sprengte zurück in jagender Hast, daß dem Tier der weiße Schaum um die Ohren flog.

Aber auch im Lager kam er nicht zur Ruhe. Kaum daß er den Heiduken das zitternde Pferd übergeben hatte, befahl er alle Führer zu sich. In durchnäßten Gewändern, zähneklappernd trotz der Wärme der Sommernacht, umstanden sie ihn. Sie erschraken, als sie den König sahen. Seine Augen lagen tief in den Höhlen. Die Wangenknochen stachen aus dem abgemagerten Gesicht hervor. Wie Wahnsinn flackerte es in seinen Augen. Seine sonst so tiefe volle Stimme kreischte heiser: „Zurück nach Danzig! Wir müssen! Wir müssen! Die königliche Ehre steht auf dem Spiel."

Noch vor Anbruch des Morgens marschierte das Heer ab und das Lager ging in Flammen auf. Auch die Höfe am Wege, soweit sie noch standen, wurden niedergebrannt. Leuchtende Fanale verkündigten den Danzigern, daß der König seinen Plan noch nicht aufgegeben habe.

Zwei Tage später stand er auf den Höhen vor Danzig. Aber er hielt sich dort oben nicht auf und ließ das Heer in breiter Front um die Stadt herummarschieren. Zwischen Oliva und Glettkau bei Konradshammer lagerte er mit 30 000 Mann aus aller Herren Länder.

Hier ereignete es sich, daß eine Anzahl aufgescheuchter Hasen gerade auf die Stelle des Lagers loslief, wo der König stand.

„Greift die Deutschen!" schrie er. Aber soviel man ihnen mit Spießen und Säbeln nachsetzte, sie entkamen.

„Ich hielt es für ein Symbolum," sagte der König. „Deutet ihr es, wie ihr mögt." Mit grellem Lachen begab er sich in sein Zelt.

Bei den Ausfällen der Belagerten wurden viel erschlagen, darunter ein Neffe Zborowskis; die Danziger gaben den Leichnam nicht heraus und brachten ihn in die Stadt, bestatteten ihn aber mit Ehren. Auch das wurde als böses Vorzeichen angesehen. Es hieß: nur tote Polen sollten nach Danzig gelangen.

Am nächsten Tage stand des Königs Heer wiederum vor Weichselmünde. Diesmal aber mit seiner ganzen Macht. Unter den Augen des Königs wurden die von den Danzigern zugeworfenen Laufgräben wieder erneuert, Wälle aufgeschüttet und die stärksten Geschütze aufgefahren.

Stephan Bathory wollte selber den Schlüssel zur Stadt holen.

*

Jürgen ritt in raschem Trab durch die Vorstadt Langgarten der Stadt zu. An der Barbarakirche war ein Auflauf, in dessen Mitte ein untersetzter kräftiger Mann einen Stock schwang. Dazwischen hörte man die quiekenden Schreie eines Geprügelten und das Gelächter der Umstehenden.

Da jederlei Zusammenrottung in diesen Tagen der Entscheidung streng verboten war, ritt er näher und erkannte zu seinem Erstaunen in dem prügelnden Mann seinen Freund Bartel. Er rief ihn an.

Bartel blickte auf. „Einen Augenblick, Herr. Ich habe nur noch eine kleine Lehre zu erteilen. Kennt Ihr die Geschichte von der kleinen Pogg (Frosch) mit det groote Mul? Die saß am Wassergraben und dachte, sie wär' so groß wie die große Kuh auf der Wiese, und sie pustete sich auf, wie sie nur konnte. Auf einmal platzte sie auseinander."

„Ein schönes Märlein," sagte Jürgen lachend. „Aber warum lässest du den Mann da nicht los?"

„Weil es die kleine Pogg mit det groote Mul ist, und weil die Lehre noch nicht beendet ist." Und im schönsten Takt schwang er den Stock

auf der Rückseite des Heulenden. Endlich ließ er das Opfer los, das sich mit einem wütenden Seitenblick unter dem dröhnenden Gelächter der Zuschauer davonmachte.

„Bartel, das ist ja Kaspar Göbel, der Münzmeister!"

„Er war es, Herr. Er war es." Und Bartel wischte sich den Schweiß, den die ungewohnte Arbeit ihm auf die Stirn getrieben. „Der Rat hat ihn abgesetzt. Und da wollte er hier stänkern und sich als zukünftigen Herrn von Stephans Gnaden aufspielen, dem man beizeiten Achtung erweisen müsse. Nun hat er die Achtung weg."

Jürgen mußte, ob er wollte oder nicht, in das allgemeine Lachen einstimmen. „Das also sind deine Lehren? Nun komm aber mit mir und erzähle, was du sonst treibst."

Bartel reckte sich hoch auf. „Ich bin des Gießens müde geworden und stehe jetzt bei der vierten Bürgerfahne unter Herrn Hutfeld, und morgen marschieren wir nach Weichselmünde und ärgern den Stephan."

„Recht so. Aber warum kamst du nicht zu mir?"

Bartel errötete vor Glück. „Ginge das an?"

Jürgen nickte. „Ich bin gut angeschrieben beim Kommandanten und will es wohl erwirken. Aber merke dir, daß ich eine freie Fahne führe und daß sie zum verlorenen Haufen zählt. Es gibt doppelte Löhnung, aber wo es brenzlig riecht, gehen wir zuerst hin und bleiben bis zuletzt da."

Bartel brüllte vor Freuden Hurra, daß es bis zum Milchkannenturm schallte, wo die Wache erschreckt ihren Kopf herausstreckte. „Und wann kann es sein? Heute noch? oder erst morgen?"

Jürgen lachte. „Bis morgen wirst du dich noch gedulden müssen. Ich habe heute noch allerlei Verrichtungen in der Stadt. Und nun Gott befohlen, und gebrauche deinen Arm künftighin doch lieber gegen die Polen."

„Soll schon werden. Aber eins muß ich noch fragen," er dämpfte seine Stimme zum Flüstern: „Wie steht Ihr mit Eurem Vater?"

„Noch immer schlecht, alter Bartel."

Bartel rückte näher an ihn heran. „So hört. Gestern war er bei den Auszahlungen in unserem Quartier und wieder sah er mich durchbohrend an wie jüngst beim ersten Male. Aber diesmal war ich guten Muts, denn ich war, wie alle Welt, froh über Eure Taten in Weichselmünde und lachte vor mich hin, und plötzlich faßte er mich am Arm und zog mich in die Ecke und fragte nach Euch."

„Was fragte er? Was sagtest du?"

„Gemach. Eins nach dem andern, wie der Fuchs sagte, als er in den

Hühnerstall kam. Er fragte, wie lange ich mit seinem Sohn draußen beisammen gewesen. Ei, sagte ich, all die Zeit, bei Tag und bei Nacht. Und dann fragte er, was wir erlebt, und ich erzählte frisch von der Leber weg. Als ich von Eurem plötzlichen Drang zur Heimkehr erzählte und den Glocken, die Euch gerufen — soll ich weiterreden?"

„Zum Teufel, ja," drängte Jürgen ungeduldig.

„Ob Ihr es glauben mögt oder nicht, es standen zwei Tränen in seinen Augen. Er wischte sie zwar gleich mit seinem samtenen Ärmel fort und brummte etwas von zugigen Fenstern und dergleichen. Aber gesehen habe ich sie trotzdem."

„Was tat er dann?" fragte Jürgen leise.

„Dann tat er das, wessen ich mich am allermindesten versehen hätte: er drückte mir ein Beutelchen Gulden in die Hand und wandte sich zum Gehen. Ich aber ging ihm nach und fragte: Wofür ist das Geld? Um meiner geringen Dienste willen, die ich für Euren Sohn von Herzen gern getan, nehme ich kein Geld. Da sah er mich funkelnd an wie damals der Pardel im Urwald. ‚Damit du dich als rechter Doppelsöldner mit Rüstung und Hakenbüchse ausrüsten und mitkämpfen kannst, du Narr,' so sagte er. Und daran erkannte ich erst richtig, daß ich nicht träumte, sondern daß es Wirklichkeit war."

Jürgen drückte ihm die Hand. „Auf Wiedersehen morgen in Weichselmünde!" Er gab seinem Schimmel die Sporen und jagte der Brücke zu.

Eine heiße Welle des Glücks überströmte ihn. Der Vater dachte also an ihn, fragte nach ihm und war um ihn und seinen Freund besorgt. Das Herz weitete sich ihm und er war nahe daran, am Langen Markt vor dem väterlichen Hause abzuspringen und hinaufzueilen. Aber erst kamen die soldatischen Pflichten, und er begnügte sich, die vertrauten Figuren am Portal mit winkender Hand zu grüßen.

Er hatte in diesen Tagen seinen Vater nicht mehr gesehen. Denn eifrige Arbeit war in Weichselmünde getan, ehe die neue Beschießung begann. Auf den ersten Jubel, der die Stadt bei des Königs Abzug durchbraust hatte, waren bald neue Sorgen gefolgt. Der Kampf war noch lange nicht zu Ende. Der König wollte noch einmal zu einem vollen Schlage ausholen — darin waren alle Kundschafter einig. — Und es war klar, daß er diesmal alle Kräfte zusammenraffen würde.

Tag und Nacht hörte man den Donner der Artillerie vor Weichselmünde herübertönen. Ernst lag auf allen Gesichtern. Aber die Schwere der Stunde begrub doch allen inneren Zwist. Der Ratsherr Lukas Blumenstein, längst allen verdächtig, ließ sich nicht mehr erblicken.

Die Volksmenge hatte sein Haus stürmen wollen, da sein Eintreten für die Forderungen des Königs ihn verdächtig gemacht hatte. Lukas Blumenstein hatte bis in die Giebelkammer flüchten und sich dort verstecken müssen, bis der Rat Wachen schickte, die ihn schützten. Von da an saß er in seinem Haus verborgen und wagte sich nicht auf die Gasse oder ins Rathaus. Und wie wenig Anhang sein einstiger Freund Kaspar Göbel im Volk hatte, hatte Jürgen ja soeben bemerken können.

Er hatte gute und böse Kunde dem Rat zu bringen. Die gute war, daß das langerwartete dänische Geschwader eingetroffen war. Auf vier Galeeren, vom Orlogschiff „Der Hahn" geschützt, kamen Kisten mit barem Gelde, Kartaunen und Notschlangen mitsamt dem nötigen Pulver und Kugelvorrat. Der polnische König hatte den dänischen Admiral Erich Munk aufgefordert, Danzig den Beistand zu versagen, war aber mit Lachen abgewiesen worden.

Die schlimme Kunde war, daß die groben und leichten Geschütze der Polen furchtbare Arbeit getan hatten. Die Erdwerke um die Festung draußen waren zerstört, das Pfahlwerk mit glühenden Kugeln in Brand gesetzt. In dem gemauerten Kranz gähnten Breschen. Die Besatzung kauerte hinter den zertrümmerten Werken von einem Kugelhagel überschüttet. Hatte man doch in einer Woche an zehntausend Schüsse gezählt. Und heute hatte Stephan Bathory eine schroffe Aufforderung zur Übergabe der Feste gesandt, die nicht viel mehr denn ein Schutthaufen war. Es war keine Frage, daß er versuchen würde, sie im Sturm zu nehmen.

Die Beratung im Ratszimmer war kurz und der Entschluß einstimmig: Ablehnung der königlichen Aufforderung und Einsatz aller Kräfte zum Widerstand. Der Bürgermeister gab der allgemeinen Meinung kräftigen Ausdruck, als er hinzufügte: „So solches nicht geschehe und ein Unglück entstünde, würden es unsere Kinder und Kindeskinder zu beklagen haben und der Rat würde es noch am jüngsten Tage nicht verantworten können."

Im Vorzimmer stieß Jürgen unvermutet auf seinen Vater und er begrüßte ihn respektvoll wie einen Fremden.

Da trat der Ratsherr auf ihn zu, drückte ihm die Hand und sagte: „Mach deine Sache gut. Es geht um viel." Und ein Blick voll Stolz und Besorgnis umfing den Sohn. Ehe Jürgen antworten konnte, war sein Vater schon wieder im Beratungszimmer.

Er hatte auch gar keine Zeit, sich seiner Freude hinzugeben. Zu viel war zu tun. Er ritt mit Aufträgen des Rats von Quartier zu Quartier. Alles, was Waffen trug, rüstete sich. In schnellerem Marsch ging es zu

den Booten an der langen Brücke, die in ununterbrochener Reihe vom Bollwerk stießen. Die Berittenen sprengten durch die Vorstadt der bedrohten Feste zu.

Als Jürgen spät am Abend sich wieder beim Rat meldete, war neue böse Kunde gekommen. Geschützt durch den Pulverdampf der Batterien, der sich mit dem Nebel zu einer gelblich schwarzen Wolke vereinigt hatte, waren die Polen auf das Ostbollwerk herübergekommen. Es hätte wenig gefehlt, daß sie die Feste überrumpelt hätten. Aber drei frisch eingetroffene Bürgerfahnen hatten sich ihnen entgegengeworfen und in heißem Ringen, Mann gegen Mann, auf der schmalen Steinmole den Feind zurückgedrängt. Viel Blut war geflossen und viele waren ertrunken, aber die Gefahr war fürs erste abgewandt.

Immer neue Fahnen marschierten durch die Straßen von verängstigten Blicken begleitet. Immer lauter rasselten die Trommelschläge auf das Kalbfell, immer drohender glühten die geschwungenen Pechfackeln durch die Gassen, die zum Hafen oder zur Vorstadt führten. Trotz lag auf den Stirnen der Ausrückenden. Kein Lied ertönte. Kein Zuruf aus der Menge gab lustige Wegzehr. Nur die Glocken, die treuen Wächter und Mahner der Stadt, schwangen ihre Klöppel und riefen zum Kampf und Entscheidung.

*

Am frühen Vormittag des nächsten Tags sprengte Jürgen neben dem Obristen Winkelbruch von Köllen der bedrohten Seefeste zu. Der Obrist hatte selber den Oberbefehl übernommen, da Claus Unger an einem hitzigen Fieber in der Stadt krank lag. Vom anderen Weichselufer blitzten Schüsse der Polen auf.

„Es gibt heute noch einen heißen Tag, Junker. Gebe Gott, daß wir ihn sieghaft überstehen!"

„Zweifelt Ihr?"

„Das wäre ein schlechter Kriegsmann, der in solchem Falle zweifelte. Aber gestern nacht haben mich dumme Träume um den Schlaf gebracht. Denkt, ich sah mich in der Marienkirche auf der Bahre liegen und eine schwarzseidene Fahne senkte sich über mich und kitzelte mich an der Nase. Schnaubend wachte ich auf."

„Dann war es nur ein scheinbarer Tod," lachte Jürgen.

„Wenn's auch ein rechter wäre, es ficht mich nicht an. Ihr könnt mir glauben, Junker. Er ist gar nicht so schlimm, als ihn die Pfäfflein malen. Wißt Ihr übrigens, daß unser wackerer Stadtbaumeister, der Euer Haus so schön gezieret, gefallen ist?"

Eifrig verneinte Jürgen.

„Er ist wie ein Soldat gefallen, fröhlich und brav. Ein Geschütz am Hohen Tor, wo er Weisungen gab, zersprang und riß ihm die Brust auf. Der Feldscher fragte nach seinem letzten Wunsch. Er stöhnte, daß er gern noch das Langgasser Tor umbauen wolle, und verschied lächelnd ..."

Eine Stückkugel fuhr über die Straße, schlug einen Weidenbaum nieder und fuhr in den Graben, daß die beiden von Schmutz und Schlamm übergossen waren.

„Es dünkt mich besser, den Herren Geschützmeistern drüben nicht solch sichtbarliche Ziele zu schenken," sagte der Obrist lachend und sprang vom aufgebäumten Pferd. „Ihr habt nicht gezittert, Junker, ich sah es wohl."

„Ich freue mich, daß es zum Kampfe geht." Auch Jürgen sprang vom Pferd.

Beide gingen in raschem Schritt, die Zügel um die Hand gewickelt, der nächsten Verschanzung zu.

„Hier trennen sich unsere Wege," sagte der Obrist und das fröhliche Soldatenlachen war aus seinem Gesicht entschwunden. „Ich habe Euch gern gehabt, so kurz unsere Bekanntschaft auch war. Und sollten wir uns wiedersehen —"

Trompetenstöße gellten herüber. Mit einem raschen Abschiedswort trennten sich beide.

Als der Obrist in der Feste angelangt war, gab es gerade eine Atempause im Kampf. Die schottischen Söldner hatten in der vergangenen Nacht ein solches Lärmen verursacht, daß die Polen an einen Übergang über die Weichsel glaubten und in hellen Haufen ans Ufer strömten. Das hatte man nur gewollt. Sie waren stark beschossen worden, daß sie samt etlichen Schanzkörben weggefegt wurden. Sie mußten die ganze Nacht in voller Rüstung und Schlachtordnung verharren, da sie einen Ausfall der Belagerten fürchteten. Am Morgen waren sie nun ermüdet und nicht allzu kampflustig.

Stephan Bathory benützte die Ruhe und sandte einen Trompeter herüber, der die Danziger auf Gnade und Ungnade zur Ergebung aufforderte.

Der Obrist gab zur Antwort: „Ich habe zu lange geschlafen und das Klopfen nicht gehört. Seine Majestät hat auch wohl nicht ans rechte Tor geklopft. Sage ihm, wenn ich es hören soll, muß er lauter klopfen. Wir sind gar schwerhörig in gewissen Dingen."

Darauf trank er dem verblüfften Boten kräftig zu und setzte ihm

auch einen wohlgefüllten Becher vor, der ihn für den ausgestandenen Schrecken entschädigte.

Eine Stunde später klopfte der König denn auch stärker an. Seine Geschütze entsandten nicht nur Kugeln und Felssteine, sondern auch eichene Klötze, die mit Eisenringen beschlagen waren, und Brandkugeln, die auf eigens errichteten Öfen feuerrotglühend gemacht wurden. Es gelang, den mittelsten Turm niederzuschießen, daß der Staub stundenlang in der Luft stand. Da sich aber längst kein Soldat mehr in dem zerschossenen Mauerwerk aufhielt, gab es keine Opfer.

Der Obrist begab sich selbst, trotz des Kugelregens, in die Trümmermassen und zog nach einigem Suchen die arg zerfetzte Danziger Fahne hervor, die mit der Turmspitze herabgerissen war. Bei Feuerregen und Trompetengeschmetter wurde sie vorne an den Schanzen wieder aufgepflanzt.

Die Schüsse der Polen ließen etwas nach, da einige Geschütze durch zu große Pulverladung zersprengt und andere durch die glühenden Kugeln unbrauchbar gemacht waren. Aber bald setzte es wieder mit der alten Wut ein.

Der König ließ aus allen seinen Stücken die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen schießen. Wie Meteore fuhren die glühenden Kugeln gegen die Palisaden und die Blockhäuser. Mühsam nur löschten die Danziger aus ledernen Eimern die aufsteigenden Flammen. Fünfhundert Einschläge wurden gezählt. — Längst hatten die Belagerten ihr Pulver sicher vergraben, und mit Sand beworfen. Aber unter der Mannschaft hielt der Tod reiche Ernte.

Am Morgen versuchten die Polen einen Überfall. Ein kleines Boot mit drei Männern, von denen einer einen Brief in der Luft schwang, wurde über den Fluß gesetzt. Jürgen, der die benachbarte Schanze hielt, verbot den Seinen das Schießen.

Als die Polen aber am rechten Ufer gelandet waren, erwies es sich, daß sie keine Parlamentäre waren. Sie befestigten am Ufer flugs eine eiserne Kette und fuhren zurück, um das andere Ende der Kette an ihrer Seite festzumachen.

Vergebens waren die Schüsse der über die Täuschung ergrimmten Danziger. Boot auf Boot kam herüber, an der Kette wie an dem Strick eines Fährmanns sich haltend.

Da ging Jürgen aus der Verschanzung heraus und warf sich mit seinem Fähnlein dem Feind entgegen. „Werft sie in die Weichsel!“ rief er. „Und keine Gnade! Sie haben sie verwirkt.“

Es kam zu einem erbitterten Handgemenge. Die Danziger Geschütze

konnten keine Hilfe leisten, da Freund und Feind in dem wilden Durcheinander nicht zu unterscheiden war. Sie nahmen darum die herüberfahrenden polnischen Boote aufs Ziel und bohrten einige in den Grund. Aber sie konnten es nicht verhindern, daß feindlicher Nachschub herüberkam. Während gleichzeitig die polnischen Geschütze auf der ganzen Front arbeiteten, drängte Jürgens Fähnlein die Feinde anfangs zurück. Aber diese hatten sich aus den an dieser Stelle aufgehäuften Steinen ein richtiges Bollwerk geschaffen.

Mehreremal versuchte Jürgens Schar, sie dort hinauszuwerfen. Aber sie war zu schwach an Zahl, und es kam ein Bote des Obristen mit dem Befehl des Rückzugs: bei Nacht wollte man dem Feind mit verstärkter Macht besser beikommen.

Mißmutig ließ Jürgen sich in seiner Verschanzung von Bartel eine Kopfwunde verbinden, die ihm die Lanzenspitze eines Feindes zugefügt. Das Blut rieselte noch herab, durchnäßte das Tuch und verklebte die Augen.

Eifrig hantierte Bartel mit seinen groben Händen. „Ei, Herr, nicht so mißmutig. Bald werdet Ihr besser sehen. Und dann seht Ihr alle Polen in der Weichsel schwimmen, der See zu."

„Wollte Gott, daß es bald wäre," seufzte Jürgen. „Dieses Wespennest da drüben stört mich allzusehr." Plötzlich begann er zu lachen, und Bartel hielt im Verbinden verwundert inne. „Weißt du, woran ich gerade denken muß, Bartel?"

„Nein, Herr."

„An den Tag, da du als Lehrling mich aus der Regentonne mit Wasser übergossest, also daß ich aus meiner ersten Ohnmacht erwachte."

Bartel lächelte gerührt. „Daß Ihr noch daran denken mögt!"

Jürgen nahm seine Hand. „Es war der Tag, an dem unsere Freundschaft begann. Wie sollte ich den je vergessen? Versprich mir nun aber, wenn der Kampf hier vorüber ist, daß alsdann das brüderliche Du wiederum über deine Zunge kommt, das du ganz vergessen."

Bartel drehte und wandte sich. Aber Jürgen ließ seine Hand nicht mehr los, bis er es feierlich versprochen. „Du warst mein Bruder in Not und Gefahr, du mußt es auch in Lust und Frieden sein."

„Ich will es allezeit. Nun aber laßt mich, eine neue Waffe zu holen. Die meine ist an einem Polenschädel kaput gegangen."

„Und es bleibt beim Versprechen," rief Jürgen ihm noch nach.

Sich vorsichtig in Deckung haltend, begab sich Bartel zum Waffenplatz. Ein Danziger Kriegsschiff, das auf der See bei den dänischen Schiffen lag, versuchte in den Kampf einzugreifen. Aber der Wind

stand ihm entgegen und es kam nicht nahe genug heran. Seine Geschosse wühlten sich in den Sand drüben ein, oder trafen in den Fluß, haushohe Wellenspritzer emporschleudernd.

Überall sah Bartel Sorge auf den Gesichtern. Der entscheidende Kampf stand bevor und es schien, als würde der Feind das Übergewicht behalten. Überall sprach Bartel guten Mut zu: „Wir werden den Tun (Zaun) schon pensle,“ sagte er in unverfälschter heimatlicher Sprache, oder: „Wir wollen den Polen zeigen, was drei Arwten (Erbsen) für 'ne Suppe geben!“ Lachen erscholl, wo er sich gezeigt, und frischte die Ermüdeten auf.

In eifriger Beratung stand Obrist Köllen mit den Offizieren. Bote auf Bote wurde nach Danzig abgesandt, Verstärkungen jeder Art zu erbitten.

Plötzlich sah Bartel einen Mann, der ihm bekannt vorkam. Er war schwarzbärtig und trug die Tracht der schottischen Söldner. Seine Hakenbüchse richtete er sorgsam auf die Danziger Verschanzung. Verwundert folgte Bartel dem Ziel mit dem Blick. Warum zielte er nicht über den Fluß? dachte er, und hätte beinahe aufgeschrien vor Grimm: die Mündung des Rohres war auf die Gruppe gerichtet, bei der der Obrist stand.

Und in diesem Augenblick erkannte Bartel auch den Schützen. Es war derselbe Mann gewesen, der in der Herberge damals das große Wort geführt, und zu dem unseligen Zug nach Liebschau gehetzt. Nun wußte er auch: der da stand im Sold des Feindes und war im Begriff, eine unerhörte Schandtat zu begehen.

Heulend vor Wut, stürzte er sich auf den Schurken. Aber ehe er ihn erreichte, hatte der schon abgebrannt. Bartel hatte keine Zeit zu prüfen, ob er getroffen. Er packte ihn an der Gurgel und würgte ihn.

Der Überfallene setzte sich zur Wehr. Es war ein kräftiger, stämmiger Mann, der Bartel wohl gewachsen war. Aber Bartel hatte von Anfang an den besseren Griff. Er ließ den Hals des Gegners nicht los, der anfangs nach dem Dolch in seinem Gürtel tastete, dann aber alle Kräfte zusammennehmen mußte, um Bartel abzuschütteln. Eine kurze Weile nur rangen sie am Boden, wortlos, mit loderndem Haß in den Augen. Dann erschlaffte der Arm des Schotten, er sank hintenüber, schwer auf die Lafette eines Mörsers aufschlagend.

Nun erst wandte sich der keuchende Bartel der Gruppe um den Obristen zu. Dort war große Erregung. Alle standen um den Gestürzten, und Bartel, der die wohlbekannte gelbrote Schärpe des Obristen nicht mehr sah, mußte erkennen, daß er um einen Augenblick zu spät gekommen war.

Er lief näher und sah Köllen am Boden liegen, aus einer Stirnwunde blutend. Ein Feldscher kniete bei ihm und versuchte, das vorschießende Blut zu stillen. Aber es schien vergeblich. Der Obrist riß seine Augen noch einmal mit Anstrengung auf und stieß mit aller Kraft seiner entschwindenden Sinne die Worte hervor: „Weiter! Weiter!" Dann sank er hintenüber.

Bartel wollte den tückischen Überfall vermelden, aber er brachte seine Worte nicht hervor. Und am Ende war es auch besser, man glaubte, die Kugel sei von den Polen gekommen und nicht von einem Verräter aus den eigenen Reihen.

Trommelwirbel umbrauste ihn, Trompeten schmetterten ihre scharfen Weisen. Er wurde wieder von der Lust des Kampfes mitgerissen. Kaum, daß er eine neue Waffe in den Händen hielt, stürzte er zurück, um Jürgen zur Seite zu stehen.

Aber er lief diesmal in seiner Erregung unvorsichtig und verschmähte die Deckung. Da schlug eine Kugel in sein Knie. Er stürzte zu Boden, ein höllischer Schmerz durchzuckte ihn, den er in einem wilden grimmigen Fluch niederzwang. Halb ohnmächtig kauerte er sich hinter einen Weidenstumpf, nach seiner Wunde tastend.

König Stephan gönnte den Belagerten keine Ruhe. Während seine Geschütze mit gleicher Beharrlichkeit herüberdonnerten und die Danziger Verschanzungen nach und nach in Trümmer schlugen, ließ er die Verbindung mit dem anderen Weichselufer an einer anderen Stelle aufnehmen.

Am Ende der Westmole, dicht an der See, ließ er mit einer schwimmenden Brücke, wie sie die polnischen Holzflößer gewöhnt waren, den Fluß überqueren. Ehe die Danziger sie in dem aufkommenden Regenwetter bemerkten, war sie schon an beiden Ufern befestigt und polnische Soldaten krochen wie Ameisen behende herüber. So entstand dicht vor der Nase der Festung ein polnisches Lager, das in jedem Augenblick verstärkt werden konnte.

Die Danziger ließen zwei Weichselkähne mit Pech, Teer, Stroh und Holz, in Brand gesteckt, auf die Brücke zutreiben, um die Verbindung zu zerstören. Aber es war vergebens. Der eine Kahn wurde von den polnischen Geschossen frühzeitig in Grund gebohrt. Der andere näherte sich dem polnischen Lager, wurde aber mit langen Stangen wieder zurückgestoßen und versank zwecklos im Strom.

Da unternahm es der Schiffer Dirk Hendrich, mit seinem eigenen Segler auf die Brücke loszufahren. Ein kräftiger Südwestwind blähte die Segel des kleinen Schiffes, auf dem kleine Geschütze und Haken-

schützen untergebracht waren. Dirk Hendrich steuerte seelenruhig wie im tiefsten Frieden. Die Polen, übermütig geworden, empfingen das Schiff mit Gelächter. Aber sie hatten die Schnelligkeit und die sichere Führung des Fahrzeugs falsch eingeschätzt. Ehe sie die Beschießung des Schiffs recht aufgenommen, war es bereits an der schwimmenden Brücke.

Atemlos sahen die Belagerten dem aufregenden Schauspiel zu. Dann brauste ihr Jubel über den Strom. Das wackere Schiff durchbrach die Brücke. Die Ketten und Taue, mit denen die Baumstämme verbunden waren, zerrissen und der Segler fuhr mit stolz geblähten Segeln in die Ostsee hinein.

Schon in der nächsten Viertelstunde griffen die Danziger den am Ostbollwerk gebliebenen, von jeglicher Verbindung abgeschnittenen Feind an. Unaufhaltsam war ihr Ansturm.

Vergebens hielt der feindliche Führer dort eine weiße Fahne, zum Zeichen der Ergebung, empor. Man hatte erfahren, daß die Mehrzahl dort Deutsche waren, die sich nicht gescheut hatten, polnische Kriegsdienste zu nehmen. Die Erbitterung der Danziger war zu groß, um auf ihre Führer zu hören. Vergebens rief Oberst Fahrenbrok, der, obschon selber verwundet, an Köllens Stelle den Oberbefehl hatte: „Gebt Pardon! Es sind redliche Kriegsleute." Ein Soldat schrie ihn an: „Wir wollen nicht die für redlich halten, welche sich wider ihr eigen Blut erhoben haben." Alle stimmten brausend zu.

„Nieder mit den Verrätern!" Und mit gesteigerter Wut warfen sie sich auf die, die der deutschen Sache treulos, um höheren Gewinnes willen, in den Rücken gefallen waren. Nur wenige entkamen hier. Die anderen büßten ihren Verrat unter den Schwertern der deutschen Sieger, oder sie ertranken in der Weichsel, die sie schwimmend zu überqueren versuchten.

Gleichzeitig begann der Kampf gegen das andere Polenbollwerk auf dem rechten Ufer. Jürgen, der Verstärkung bekommen hatte, ließ zum Angriff blasen.

Mit offenen Ohren lauschte Bartel dem wohlbekannten Ton und heiße Sehnsucht packte ihn, bei Jürgen zu stehen in diesem letzten Kampf.

Aber die Wunde im Knie brannte wie eitel Feuer. Die Zähne zusammenbeißend, gelang es ihm, ein paar klägliche Schritte weiter zu kommen. Seine scharfen Augen sahen Polen über den Fluß schwimmen, Pulversack und Gewehr vorsorglich auf den Rücken gebunden um sie vor dem Naßwerden zu schützen.

„Jürgen! Jürgen!" schrie er. Aber im Lärm des Kampfes, im Knat-

tern der Musketen, im Brüllen der Kanonen, in all dem Schreien, Blasen und Trommeln und Klirren verhallte seine Bärenstimme wie die Stimme eines Knäbleins im Orkan.

Er fiel nieder, fast ohne Besinnung vor Schmerz. Aber er raffte sich wieder auf und kroch auf den Händen und dem rechten Bein, das linke mühsam nachschleppend, langsam zu der Stelle, wo Jürgen stand, der die Augen geradeaus in den Fluß gerichtet hatte, und dort die heraufklimmenden Feinde abwehrte.

Die herübergeschwommenen Polen sammelten sich. Bartel bemerkte, daß sie ihre Gewehre wegwarfen. Vielleicht waren sie von den hochgehenden Wellen dennoch durchnäßt und einstweilen unbrauchbar gemacht worden. Dankbar blickte er zu dem helfenden Strom: wenn sie hätten schießen können, wäre Jürgen, der ihrer nicht achtete, verloren gewesen. Jetzt, wo es Mann gegen Mann ging, Leib an Leib, konnte selbst er noch helfen und den Freund schützen.

Die Danziger warfen die Polen aus ihrem Steinbollwerk und verfolgten sie. Aber einige, die sich totgestellt und niedergeworfen hatten, sprangen auf und stürmten auf Jürgen zu, der ihnen den Rücken kehrte.

„Jürgen! Gib acht!" Diesmal erreichte Bartels Stimme den Gefährten.

Jürgen warf sich herum, stutzte einen Augenblick, und nun schwang seine Klinge einen blitzenden Kreis um sich. Zwei Gegner taumelten zurück, zwei andere sprangen auf Jürgen zu. Den einen stach er nieder, aber der andere rückte ihm hart zu Leib. Es war ein kleiner, sehniger Mensch, dem schwarze, verknotete, mit silbernen Glöckchen versehene Haarsträhnen über ein dunkelbraunes Gesicht hingen. Wilde fremde Laute kamen aus seiner Kehle. Er sah aus, wie aus einer anderen Welt.

Bartel kroch auf dem Boden heran und packte die Knie des Tataren, der immer wütender auf Jürgen eingedrungen war. Seine kräftigen Arme umschnürten die Beine des Fechtenden und rissen ihn nieder.

Jürgen war gerettet. Aber der Gestürzte bohrte im Niederfallen seinen krummen Säbel in Bartels Brust. Ein Hieb Jürgens streckte den Tataren nieder. Aber Bartel war nicht mehr zu helfen. Er krampfte die zuckende Hand über der Wunde zusammen und suchte mit wehem Lächeln das Antlitz seines Freundes. Er wollte etwas sprechen, aber er vermochte es nicht mehr ...

Erschüttert blickte Jürgen auf den Gefallenen. Der Kampfeslärm um ihn verhallte. Seine anderen Angreifer waren von den Danzigern in dem Rücken gepackt und sprangen schreiend in den Fluß oder in eins der Boote. Die Schwimmenden sanken bald ermattet unter. Die

Boote wurden von den hochgehenden Wellen der Weichsel erfaßt, die sie hinauszogen in die brausende Ostsee, deren ohnmächtige Opfer sie werden mußten.

Jürgen drückte dem Toten die Augen zu. Leise sprach er: „Hast dich nach der Heimat gesehnt wie ich, und findest sie nun da oben? Du hast Treue gehalten bis über den Tod hinaus. Dein Andenken soll gesegnet sein, Bartel."

Immer deutlicher neigte sich die Schale des Sieges den Danzigern zu. Das Wutgeheul des Feindes drüben bekundete vernehmlich die Entscheidung des Tages, die die Entscheidung des ganzen Feldzugs war. Stephan Bathorys Macht war zerbrochen. Mehr konnte er nicht aufbieten.

Als dieser 1. September — es war ein Sonntag — zur Rüste ging, schossen die Danziger Kanonen Viktoria und die Glocken der Stadt hatten gar besonderen Klang. Sie jubelten über die hochgiebeligen Gassen, über die Türme, über die grünen Wälle hinaus: „Danzig ist frei! Danzig bleibt deutsch!"

Die Glocken stürmten es hinaus aus übervollem Herzen, daß es weit ins deutsche Land klingen mußte, mahnend und trutzig: „Danzig bleibt deutsch!"

Am Abend kamen Ratsherren heraus, um die Sieger zu grüßen, voran Ratsherr Giese.

Als er seinen Sohn sah, sprang er vom Pferd und schloß ihn in die Arme, unbekümmert um die anderen.

„Mein Sohn! Mein Sohn!" sagte er immer wieder und er sagte nichts anderes. Aber die Tränen, die über sein Gesicht rannen, sprachen beredter denn viele Worte.

Jürgen führte seinen Vater zu dem toten Bartel und erzählte ihm von seinem letzten Augenblick.

Erschüttert hörte der alte Giese zu. Dann sagte er: „Wolle Gott, daß fortan alle Deutsche so zueinander stehen. Dann hat es keine Not."

Trompeter bliesen die Siegesfanfare. Und die Abendsonne warf ihren verklärenden Schein auf die blutige Walstatt und umschimmerte die toten Kämpfer, die Deutschen und die Polen ...

Schluß

Weniges ist noch nachzutragen.

Am 3. September, einem klaren Herbsttag, gab der König die Belagerung auf. Seine Truppen steckten ihr Lager in Brand und zogen sich zurück. Und die Danziger hingen zum Hohn eine Laterne an die vorderste Verschanzung, um ihnen den rechten Weg zu zeigen.

Drei Tage später rückte das Polenheer ab. Tag und Nacht flammten Feuer am Horizont. Stephan Bathory kühlte seinen Zorn an den wehrlosen Dörfern ringsum. Von Zoppot bis nach Praust standen alle Dörfer in Flammen, von der ohnmächtigen Wut des geschlagenen Feindes kündend.

Es gab noch Streifzüge und kleine Reitergefechte bis zum Ende des Jahres. Aber die Entscheidung war längst gefallen und das Kriegsgewitter grollte und verrollte in der Ferne.

Lange Verhandlungen zogen sich hin. Das deutsche Reich rührte sich nicht und verwies die mahnenden Danziger Gesandten auf die Vermittlung der Reichsfürsten, die sich aber zurückhielten.

Endlich sah der König ein, daß er alle seine Absichten auf die Stadt aufgeben mußte. Es blieb bei der leeren Formel, daß die Stadt die Oberhoheit des Königs anerkannte, wie sie bisher gewesen. Es war nicht daran zu denken, der Stadt polnisches Wesen aufzuzwingen und sie dem polnischen Reich einzuverleiben.

Am 14. Dezember kam ein Trompeter von Marienburg hergeritten und brachte Zeitung von dem eben geschlossenen Frieden.

Danzig hatte gezeigt, daß es jederzeit bereit war, seine Rechte zu verteidigen und unangetastet zu lassen. Sein Ruhm strahlte weithin über die nordischen Lande und mehrte sein Ansehen und seinen Wohlstand, also daß sich die Wunden, die der Krieg geschlagen, bald schlossen. Es blieb jahrhundertelang die freie deutsche Stadt, bis in unseren Tagen übermächtige Willkür sie vom deutschen Reiche riß....

Bartel Knoff aber ist auf das Geheiß des Ratsherrn Giese in der Familiengruft der Giese in der Marienkirche beigesetzt worden, am gleichen Tag, wo man im anderen Seitenschiff, in der Reinholdkapelle, den wackeren Obristen Winkelbruch von Köllen zur letzten Ruhe bestattete und über die Gruft die schwarze Seidenfahne hielt, von der er an seinem letzten Tage geträumt.

